

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Die soziale Gesinnung bricht los

Es ist landweit bekannt gemacht worden, daß die soziale Frage im Vordergrund der Bemühungen der neuen Regierung stehe. Wir möchten sagen, daß das etwas Neues vom Regierungstische sei, werden dabei aber behindert durch die Erinnerung an die beiden Vorgänger des Herrn von Schleicher. Denn auch sie betonten, daß sie sozial gesinnt seien und ihnen die Not des Volkes schwer am Herzen liege. Und sie haben ihrer sozialen Gesinnung gemäß gehandelt, und zwar so, daß es den von dieser Gesinnung Betroffenen angst und bange wurde. Aber der neue Reichskanzler will ja nicht das Schwert bringen, sondern den Frieden, will allerdings auch das Programm seines Freundes von Papen fortführen. Wie soziale Gesinnung und Papen-Programm vereint werden können, ist ein Preisrätsel, an dessen Lösung sich Leute, die nicht in hoher Regierungskunst beflissen sind, nicht wohl heranzumachen konnten. Sie mußten darum warten, bis es ihnen die hohen Künstler selbst zeigten.

Der Anschauungsunterricht hat nun begonnen, und zwar bei der Winterhilfe. Den Sozialrentnern und Unterstützten der Fürsorge werden Scheine ausgehändigt, womit sie im Monat vier Pfund Fleisch und zwei Zentner Kohle um 30 Pfennig billiger bekommen. Mit dem ersten Anlauf der sozialen Tätigkeit ist auch die Jugend erfaßt. Ein Notwerk für die Jugend erstreckt sich auf 300 000 Köpfe, und für jede tägliche Mahlzeit werden aus Reichsmitteln 20 Pfennig zugesprochen — sofern der Jugendliche täglich vier Stunden beschäftigt ist. Es war noch die Rede davon, für Abiturienten ein halbes Werkjahr einzurichten, während welchem die Studenten bei einem Landwirt schaffen sollen, der sich bezahlte Kräfte nicht halten kann. Dadurch sollen die jungen Stadtmenschen den Vorzug erhalten, mit der bäuerlichen Arbeit und Bevölkerung vertraut zu werden. Ob man auch die Söhne von Landwirten während ihrer toten Saison zu städtischen Handwerkern bringen will, die sich bezahlte Kräfte nicht halten können? Das sollte gleichfalls gesehen, zumal die Regierung ja alle Volksschichten mit ihrer sozialen Gesinnung bedenken will.

Von dem Notwerk für die Studenten ist es wieder still geworden. Tatsache ist vorderhand nur die Winterhilfe für die Sozialrentner und Unterstützten der Fürsorge und der Mahlzeitzuschuß für die Jugendlichen. Für all das sind 45 Millionen Mark bereitgestellt. Diese Summe auf, angenommen, 5 Millionen Bedürftige verteilt, macht 9 Mark je Kopf in drei Monaten oder 10 Reichspfennig den Tag. Dieser Betrag dürfte, wenn alles gut geht, gerade für den Weg oder die Fahrt reichen, die zur Besorgung der Verbilligungsscheine aufgewendet werden muß. Natürlich müssen die Scheine gedruckt, gezählt, die Bezugsberechtigung geprüft, dann gebucht, wieder zusammengetragen, abermals gebucht und schließlich verrechnet werden. Dazu ist natürlich ein Apparat unerlässlich, der eine dicke Stange Gold kostet. Ob dabei nicht mehr eine Winterhilfe für die Bürokratie als für wirklich Notleidende herauskommt?

Zehn Reichspfennig den Tag! Und das für Leute, denen man die soziale Unterstützung auf durchschnittlich 8 Mark die Woche zusammengequetscht hat. Man nennt das Winterhilfe! Ja, gar den Beweis für die soziale Gesinnung einer Regierung!

Es will einen schier bedünken, es wäre besser gewesen, man hätte diese Sorte Winterhilfe im ministeriellen Schubfach verschlossen gehalten. Dann wäre womöglich der Glaube an die soziale Gesinnung der Regierung noch einige Tage unzerstört geblieben. Eine halbwegs sozial gesinnte Regierung hätte von dem unverkäuflichen und verderbenden Überschuß an Nährmitteln und Brennstoff direkt an die Arbeitslosen und Sozialrentner freigebig verteilt, jedenfalls in dem Maße, als die öffentlichen Unterstützungen von den letzten zwei Regierungen gequetscht worden sind. Statt dessen aber 30-Pfennig-Scheine, die von der Mehrzahl der bedürftigen Mitmenschen mit Kopfschütteln und Schlimmerem betrachtet werden.

Nachdem die Regierung so, wie beschrieben, die Millionen Arbeitslose und Sozialrentner bedacht hat, wendet sie sich den 15 000 Grundbesitzern zu. Die Grundbesitzer sind bekanntlich immer notleidend, seit sechzig Jahren schon, und ihre Not hat die fatale Eigenschaft, um so ärger zu werden, je mehr sie mit öffentlichen Mitteln geschmiert wird. Einem solchen Phänomen gegenüber kann sich die Regierung natürlich nicht untätig verhalten. Nach einigem Hin und Her ist den Grundbesitzern eine neue Liebesgabe gereicht worden. Die Regierung hat sich vom Reichspräsidenten die Ermächtigung geben lassen, zu verfügen, daß der Margarine Butter beigemischt wird.

Der Zweck dieses Zwangs ist kurz der: Die Landwirtschaft kann einen Teil ihrer Butter wegen der Armut der Industriebevölkerung nicht absetzen, wodurch die Butter im Preise immer mehr sinkt und zu der billigeren Margarine gegriffen wird. Wenn dieser nun Butter beigemischt werden muß, wird der Buttermarkt entlastet, die Butter wird teurer, die Landwirte nehmen mehr ein. So meinen sie wenigstens. Da dann aber sehr wahrscheinlich die Margarine im Preise steigt, dürfte auch

deren Absatz zurückgehen, und damit auch der Bedarf an Butter zum Beimischen. Oder aber die Verbraucher verzichten noch mehr auf die nun teurer werdende Butter und wenden sich noch mehr der Margarine zu. In jedem Falle wird auch diese Maßnahme für die Landwirtschaft nutzlos sein. Das ahnen die kleinen Bauern, die den Großteil der deutschen Butter erzeugen. Sie sind darum für die Butterbeimischung ganz und gar nicht entzückt.

Damit aber wenigstens bei dieser Maßnahme etwas für die Landwirte herausspringt, hat die Regierung die Ermächtigung, die Margarineerzeugung zu kontingentieren. Die Verbraucher sollen unbedingt gehalten sein, Butter zu kaufen. Mitte Februar soll ferner der Schmalzoll erhöht werden, damit der Anreiz, die teurere Butter durch Fett zu ersetzen, vermauert ist. Es sieht aus, als ob wir bald ein Fettmonopol zum Nutzen der Landwirte bekämen.

Wie schon angedeutet, wird die Not der Landwirte immer größer, je mehr ihr Liebesgaben zugeworfen werden. Die Bestätigung hierfür ist ein Telegramm des Präsidenten des Reichslandbundes an den Reichskanzler, worin „endlich wirkungsvolle Maßnahmen zur Rettung der deutschen Milchwirtschaft und die völlige Sperre der Buttereinfuhr“ gefordert werden. Da der Reichskanzler das Programm seines Freundes von Papen getreulich fortführen will, werden wir nicht lange auf die Erfüllung der neuesten Forderungen der Agrarier zu warten brauchen. Der arbeitenden Masse wird der Fettkorb noch höher gehängt. Sie wird sich künftig noch mehr als bislang mit fettlosen Nährmitteln begnügen müssen. Für die Millionen Arbeitslosen und Sozialrentner eine Winterhilfe von 10 Pfennig den Tag; für die Handvoll Agrarier eine abermalige Liebesgabe von Millionen.

So fängt die soziale Tätigkeit der neuen Regierung an. Und wie sie weitergehen wird, darüber läßt der Anfang nicht den geringsten Zweifel. Hat irgend ein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, von der Nachfolgerin des Kabinetts der Barone etwas Besseres erwartet?

Die Arbeitereinkommen niedriger als 1900

Die Hauptergebnisse einer Untersuchung über die Entwicklung des Volkseinkommens in Deutschland gibt das Statistische Reichsamt in Wirtschaft und Statistik bekannt. Das Volkseinkommen, das 1913 im jetzigen Reichsgebiet rund 46 Milliarden M damaliger Kaufkraft betrug, ist von 1925 bis 1929 nominell von rund 60 a 76 Milliarden gestiegen und 1931 auf 57 Milliarden gesunken. Die Umrechnung auf Kaufkraft von 1928 ergibt, daß diese zahlenmäßige Steigerung zum großen Teil lediglich Ausdruck des veränderten Geldwertes ist. In Kaufkraft von 1928 betrug der Zuwachs der Gesamteinkommen von 1913 bis 1929 nur 8 vH. Schaltet man ferner den Faktor der größeren Bevölkerungsdichte durch Berechnung der Kopfeinkommen aus, so schrumpft der Kaufkraftzuwachs zwischen 1913 und 1929 auf rund 1 vH zusammen. Da dieses Einkommen auf wesentlich mehr Erwachsene verteilt werden muß, gewährleistet das gleiche Einkommen je Kopf der Gesamtbevölkerung gegenwärtig nur einen geringeren Versorgungsgrad als vor dem Kriege. Die Kaufkraft des für Inlandszwecke verfügbaren Einkommens lag 1929 je Vollperson um rund 8 vH unter dem Vorkriegsstand. „Trotz des steilen Anstiegs der Nominalziffern war also auch vor Einbruch der Wirtschaftskrise das Wohlstandsniveau der Vorkriegszeit keineswegs wieder erreicht.“

Im Jahre 1931 ist ein Absinken des Volkseinkommens gegenüber dem Höhepunkt 1929 um 25 vH eingetreten. Bei Berücksichtigung des Ausgleichs durch die Preisbewegung ist gegenüber 1929 ein Kaufkraftschwund des Volkseinkommens um 15 vH und je Vollperson um 16 vH erfolgt. Im Jahre 1931 lag

der Versorgungsgrad der deutschen Bevölkerung um 6 vH unter dem Stande von 1925 und um 22 vH unter dem Vorkriegsstand. Berücksichtigt man, daß in diesen Berechnungen die Lohnabzüge von Ende 1931 ab nicht einkalkuliert sind und der Kaufkraftschwund im Jahre 1932 durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit usw. ebenfalls nicht beachtet wurde, so kann man annehmen, daß das Einkommen der breiten Masse gegenwärtig zu 30 bis 40 vH unter dem Vorkriegsstand liegt.

Das ist eine Feststellung, an der nicht gedeutet werden kann. Aufschlußreich ist auch die Untersuchung über die Entwicklung des Arbeitseinkommens. Dieses hat sich in den Konjunkturjahren 1928/29 gegenüber 1913 etwa verdoppelt und an Kaufkraft um ein Drittel erhöht. Da aber der Zuwachs der erwachsenen Bevölkerung (etwa 7 Millionen) fast ausschließlich den Lohn- und Gehaltsempfängern zugeflossen ist, so verändert sich das Gesamtbild vollkommen. Allein im Krisenjahr 1931 ist das Arbeitseinkommen gegenüber dem konjunkturellen Höhepunkt je verfügbaren Arbeiter zahlenmäßig um ein Viertel, an Kaufkraft um 13 vH zurückgegangen. Die Lohnsenkungen Ende 1931 und der vorhin schon erwähnte Einkommensschwund in diesem Jahr haben die Lage der Lohn- und Gehaltsempfänger noch weiter verschlechtert.

Im ganzen genommen lassen die Untersuchungen des Statistischen Reichsamts erkennen, daß die gegenwärtigen Einkommen der Arbeiter unter denen liegen, wie sie an der Jahrhundertwende zu verzeichnen waren. Dahin hat uns die glorreiche Wirtschaftspolitik der letzten Jahre geführt.

Eine Konferenz soll helfen

Als 1914 der Krieg ausbrach, meinten die meisten, daß er in spätestens zwei bis drei Monaten beendet sein werde. Doch es kam der erste Kriegswinter, dann der zweite und der dritte. Die keineswegs kriegsmüden Militaristen rüsteten in allen Ländern für den vierten Kriegswinter, als endlich der Druck der furchtbaren Leiden und des unaussprechlichen Elends einige der gequälten Völker zusammenbrechen ließ und dem grausamen Völkermorden ein Ende bereitete. Mit der Weltkrise des kapitalistischen Wirtschaftssystems ist es ähnlich. Als sie hereinbrach, suchte man sie zuerst überhaupt zu leugnen; nachher versicherte man, daß sie bald vorüber sein werde. „Wirtschaftsführer“ und bürgerliche „Wissenschaftler“ bestritten, daß die Krise das System trafe. Sie sei eben eine der üblichen Konjunkturkrisen und werde ebenso wie diese bald wieder umschlagen. Es kam jedoch nach dem ersten Krisenwinter der zweite, dann der dritte.

Eben dann stellt sich bei ihnen ein schönes Wort oder eine gesalbte Phrase ein. So bei Dr. Krupp, dem Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. In der letzten Sitzung seines Hauptausschusses rief Krupp pathetisch: „Ich rufe den Politikern in Deutschland und in der Welt zu: Macht Schluß mit den politischen Systemen, durch die ihr die Wirtschaft in Ketten geschlagen habt.“ Ein Krupp von Bohlen und Halbach braucht nicht zu wissen, daß in allen kapitalistischen Ländern das politische System des Kapitalismus herrscht und daß es das System des Privatkapitalismus ist, das die Wirtschaft in Ketten schlägt. Diese Ketten sprengen, heißt die Grundlage dieses Systems, heißt das Privateigentum an den Produktionsmitteln sprengen. Doch da überkommt die Herren das Gruseln, vor dem sie der Gebrauch einer verlogenen Phrase bewahren soll.

Oder der Reichswirtschaftsminister Dr. Warmbold, der einer Regierung angehörte, die auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet nichts unterließ, was einer internationalen Verständigung, soweit sie im Kapitalismus überhaupt zu haben ist, Schwierigkeiten bereiten konnte. Ausgerechnet dieser Herr sprach in dieser Sitzung davon: „Weltwirtschaftlich müsse gelöst werden das Problem der internationalen Verständigung. Weiterhin müssen die unerträglich gewordenen Handelshemmnisse gemildert werden. Schließlich bedarf es einer endgültigen

Stabilisierung der Währung.“ Drei Punkte, hinter die man nur das geflügelte Wort eines Kriegsreichskanzlers zu setzen hat: „Wie ich sie auffasse!“

Immerhin kommen die Reden nicht von ungefähr. Sie sind an die bevorstehende Weltwirtschaftskonferenz gerichtet. Eigentlich müßte die Konferenz bereits wieder beendet sein. Aber schon die Vorbereitungsbesprechungen lassen die Gegensätze der Interessen der Kapitalisten aus den verschiedenen Ländern aufeinanderplatzen, so daß noch kaum eine Scheinverständigung über die Aufgaben der Weltwirtschaftskonferenz erzielt werden konnte. Und doch soll die Menschheit glauben, daß dieser Konferenz gelingen wird, was allen anderen mißlungen ist. Alles, was nach Meinung der Kapitalisten zu den Ursachen der Krise gehört, soll verhandelt werden: die Währungs- und Kreditpolitik, die Schwierigkeiten des Devisenverkehrs, das Preisniveau, der Kapitalverkehr, die Zollpolitik, die Ein- und Ausfuhrverbote und die Kontingentierungen.

Wahrlich ein reichhaltiges Programm — aber dennoch ein höchst unvollständiges. Die Konferenz muß scheitern, wenn ihre Aufgabe die Überwindung der Weltkrise sein soll. Denn das Programm geht vorüber an den wirklichen Ursachen. Das System und seine Anarchie stehen nicht zur Debatte, von dem Inkrafttreten der Vierzigstundenwoche wird nicht gesprochen werden, ebensowenig von einer internationalen Erhöhung und Angleichung der Löhne, und schon gar nicht wird die Konferenz die öffentliche Kontrolle der Wirtschaft, besonders der Monopole, und die Sozialisierung der Schlüsselindustrien und der Banken als Überleitung zur sozialistischen Planwirtschaft fordern.

Aus dem Inhalt

	Seite
Die soziale Gesinnung bricht los — Die Arbeitereinkommen niedriger als 1900 — Eine Konferenz soll helfen	1
Selbsthilfe der Arbeitslosen — Die „nationalen Kräfte“	2
Und den Menschen zum Wohlgefallen — Das böse Gewissen	3
Um der Hölle zu entfliehen... — Moskauer Gewerkschaftslatein — Der legale Weg	4
Die Metallindustrie in Polen — Die englische Rüstungsindustrie — Verkommende Jugend in Amerika	5
Um die Steuern kümmern — Jubilare feiern	6

331.88105/05

Denn auf dieser Konferenz, die vom Völkerbund einberufen wird, werden zu Hunderten die kapitalistischen Regierungsvertreter und „Sachverständigen“ sein — und zu letzteren gehören nach den Begriffen der Bourgeoisie die Vertreter der Arbeiterschaft nicht. Es wird ein Geräuße um die nationalen kapitalistischen Interessen sein, bei dem es nur dann Einigkeit geben wird, wenn die Ausbeutung der Arbeiterklasse noch brutaler gestaltet werden soll.

Daß dieses Ziel in den Plänen der internationalen Bourgeoisie nicht zu unterst steht, ist aus einer Rede zu schließen, die der Präsident des Deutschen Bank- und Bankiersgewerbes, Dr. Solmsen, vor den Bankkapitalisten gehalten hat. Ist ihr doch zu entnehmen, daß das internationale Finanzkapital vor allem darauf drängen wird, durch die Weltwirtschaftskonferenz die Sicherungen für eine verstärkt in Gang kommende imperialistische Betätigung zu schaffen. In der weiteren Ausdehnung des Kapitalismus, in der restlosen Eroberung der Welt sehen die Kapitalisten eine Möglichkeit, ihre Herrschaft zu retten. Nachdem die wichtigsten Hemmungen, die in der Nachkriegszeit diesen Eroberungsdrang eingedämmt haben, durch die Bereinigung der Reparationsfrage und die bevorstehende Schuldenregelung beseitigt sind, will sich das Finanzkapital nicht länger Zügel anlegen lassen. In die Sprache der Bankkapitalisten übersetzt, heißt das nach Dr. Solmsen: „Eine Front des gegenseitigen guten Willens“.

„Die Grundlage dieser Front muß die Forderung sein: Unbedingte internationale Achtung des Privateigentums. Es darf nicht wieder vorkommen, daß internationale Konflikte in das Heiligtum des Privatrechts übergreifen und daß der im Weltkrieg zum Schaden aller Kultur und zum Schaden des kapitalistischen Systems nicht von Deutschland inaugurierte Einbruch in das Privateigentum sich wiederholt. Genau so wichtig wie die gegenseitige Zusicherung des friedlichen Ausgleichs aller etwa entstehenden Meinungsverschiedenheiten ist die als internationale Recht zu verankernde Feststellung, daß kein Staat jemals das Eigentum fremder Staatsbürger anrühren werde, um seine innerstaatlichen Forderungen damit zu begleichen.“

Die ausdrückliche internationale Heiligsprechung soll das internationale Finanzkapital vor der Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Betriebsunfälle sichern. Auf Grund der auf der Weltwirtschaftskonferenz zu beschließenden Verträge will man dann gegen ein Land, in dem die wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnisse durch das Proletariat grundlegend verändert worden sind und das Privateigentum an den Produktionsmitteln natürlich auch für die ausländischen Kapitalisten aufgehoben ist, mit Repressalien oder gar mit Gewalt vorgehen. Eine andere internationale Finanzgröße hat dafür einen harmlos aussehenden, nach „Verständigung“ riechenden Vorschlag gemacht. „Das wichtigste Resultat einer Weltwirtschaftskonferenz“, meint Herr Quesnay, der Direktor der Bank für internationalen Zahlungsausgleich in Basel, „wäre die Schaffung eines internationalen Wirtschaftsschiedsgerichts, dessen Entscheidung für die Staaten in einer Anzahl wirtschaftlicher und finanzieller Fragen obligatorisch sein müßte.“

Zeichnen sich auch die Pläne der imperialistischen Räuber immer deutlicher ab, so ist dennoch der Silberstreif nicht zu sehen, der ihnen die endgültige Sicherung ihres Herrschaftssystems hoffen lassen könnte. F. B.

Die „nationalen Kräfte“

Die nationalsozialistische Opposition kommt in Nürnberg jetzt mit einer Wochenzeitung heraus, betitelt „Der Hakenkreuzspiegel“. Herausgeber ist der ehemalige nationalsozialistische Sektionsleiter Sauer. In der ersten Nummer des Blattes heißt es unter anderem: „Wie grenzenlos enttäuscht und geradezu verzweifelt muß dagegen jeder ehrliche Anhänger und Kämpfer sein, wenn er Führer sehen muß, die den Idealismus von unzählbaren Scharen in schamlosester Weise ausbeuten und ihren eigenen zum Teil niedrigsten Instinkten fröhnen“ usw. In diesem Zusammenhang wird den nationalsozialistischen Führern in Nürnberg Betrug, Meineidverleumdung, Ehebruch, Anstiftung zur Abtreibung, Urkundenfälschung usw. vorgeworfen. Der Herausgeber fordert die so Gezeichneten öffentlich auf, ihn zu verklagen.

Angesichts solcher Zustände in der Hitlerpartei — bemerkt der Regensburger Anzeiger hierzu — ist es kein Wunder, wenn der Nationalsozialismus kein Interesse an der Beschleunigung einer neuen Auseinandersetzung mit Schleicher im Reichstag hat. Eine neue Reichstagsauflösung kann jedenfalls der Nationalsozialismus nicht mehr ertragen. Eine Neuwahl würde seine Halbierung bedeuten und mit Hitlers Führung wäre es dann zu Ende, vielleicht auch mit der ohnedies jetzt nur noch mühsam aufrechterhaltenen Einigkeit der Partei.“

Die Leiche des Nationalsozialisten Heintzsch, der seit dem 4. November vermißt wurde, ist, wie das BT am 26. Dezember meldet, am zweiten Weihnachtsfesttag in der Talpierre Malter aufgefunden worden. Sie war in einen Sack geküllt und mit Steinen beschwert. Die Untersuchung hat inzwischen ergeben, daß Heintzsch von einem der drei SA-Männer auf einem Motorrad an die Talpierre gebracht worden war. Die einzelnen Umstände deuten darauf hin, daß hier ohne allen Zweifel ein Fememord vorliegt.

Der Herausgeber des deutschen Volkswirt befaßt sich in der Nummer 12/13 mit den Problemen am Jahreswechsel. In dem Abschnitt Hitlers Glück und Ende finden wir folgende bezeichnende Stelle:

„Das Hitlerium stürzt zu seinem eigenen Lebensende. Denn dieser Hitler mit seinem ganzen Stab ohne eine einzige Ausnahme ist die Verkörperung all dessen, was im deutschen Volk an Minderwertigem, an Ungest und Unmoral lebendig ist. Nur ein Narr wird leugnen, daß in dem Millionenanhang, den eine nach ausländischen Mustern kopierte Propaganda anzuecken konnte, auch viel echter Idealismus, Opfermut und Reue des Willens wirksam sind, so viel und so wenig wie in der Gefolgschaft aller anderen deutschen Parteien auch. Es gehörte schon die ganze Charakterlosigkeit, deren eine bestimmte bürgerliche Intelligenzschicht in Deutschland fähig ist, dazu, dem Anhang des siegreichen Hitler, dem man noch zwei Jahre vorher nicht die Tür zu einem gut möblierten Salon geöffnet hätte, die Adelsprivilegien vorzubehalten, die man bestimmt den gewerkschaftlich organisierten Massen der Sozialdemokratie oder gar den Opfertaten kommunistischer Prägung verweigern würde. Von dem Heldentum, das sich täglich in tausend Solidaritätsakten des Proletariats abspielt, hat eine bürgerliche Intelligenzschicht nie Kenntnis genommen, die auf einmal einen zügellosen Demagogen als Verkörperung der aufbauwilligen Kräfte der Nation ansah.“

Selbsthilfe der Arbeitslosen

Langsam zwar, aber immer mehr sehen Arbeiter ein, daß es recht töricht ist, zu hoffen, daß die Kapitalistenklasse und ihre Regierungen das proletarische Elend mildern können. In dem Maße, in dem diese Erkenntnis um sich greift, machen sich Arbeiter daran, sich selbst zu helfen. Was sie bisher vollbracht haben, ist natürlich nicht ideal, und kann es auch gar nicht sein, immerhin haben sie es dahin gebracht, daß sie nicht verkommen. Wir geben im folgenden zunächst ein paar Beispiele aus Amerika, und beginnen mit dem vielbesprochenen Werk von Seattle.

In dieser Großstadt unterhalten sich 60 000 Arbeitslose selbst. Das Unternehmen wurde von dem aus Polen eingewanderten Zionscheck begonnen. Er und seine arbeitslosen Kameraden hatten als Nahrung nichts, als die städtische Gefängnisration. Im Umkreis der Stadt gibt es riesige abgeholzte Wälder mit einer Unmasse von liegegebliebenen Stämmen. Zionscheck ersuchte die Waldbesitzer, ihm die Reinigung des wüsten Waldes zu gestatten gegen Bezahlung — nicht in Geld, denn das hatten die Waldbesitzer selbst nicht, sondern in Holz. Ein Abkommen kam zustande. Die arbeitslosen Holzfäller, Zimmerleute und dergleichen machten aus dem Holz Gartenpfosten. Einige Arbeitslose hatten Kraftwagen, mit denen die Pfosten zu den Bauern gefahren und gegen Lebensmittel eingetauscht wurden. Die Stadtverwaltung, heilfroh, daß die Erwerbslosen von den Straßen kamen, lieferte den Treibstoff für die Kraftwagen. Dank der eingetauschten Lebensmittel erhielten die Proletarier zum erstenmal seit langem eine richtige Mahlzeit.

Die Arbeitslosen, die sich inzwischen eine Organisation geschaffen hatten, machten sich ans Beeren sammeln und wurden von der Organisation in Beeren entlohnt. Ein mächtiges Waldgebiet wurde auf diese Weise von Beeren befreit, die sonst verfaulend wären. Ein Teil der Beeren wurde gleich unter die Sammler verteilt, andre kamen ins Depot, das die Stadt zur Verfügung gestellt hatte und das mit Kühlanlagen versehen ist. Hier wurden die Beeren durch das Gefrierverfahren haltbar gemacht und in 30-Pfund-Fässern für späteren Gebrauch oder Tausch verpackt.

Nach und nach wurde mit Weizen, Äpfeln und andern Früchten ebenso verfahren. Auf diese Weise bekamen die Arbeitslosen wenigstens ein regelmäßiges Essen. Gewiß geht es ihnen nicht üppig, aber sie sind wenigstens vor dem Verhungern bewahrt.

Jedes Gewerbe, jeder Beruf, jede Sparte ist jetzt in der Organisation der „Vereinigten Arbeitslosen“ zu finden. Sie helfen sich gegenseitig. Die Schuster flicken die Schuhe im Austausch für Nahrungsmittelkarten. Die Beschaffung oder Reparatur von Schuhen war, nebenbei bemerkt, für die Familien der Arbeitslosen das große Problem. Jetzt sind die Kinder beschuht und können wieder zur Schule gehen. Das gleiche mit Hüten und Unterwäsche. Die Ärzte in der Organisation kümmern sich um die Kranken, die Zahnärzte bessern die Zähne aus, die Rechtsanwälte besorgen die Rechtsstreitigkeiten der Mitglieder. Alle werden mit Waren, mit selbstgefertigten Waren, bezahlt. Allgemeines haben die Arbeitslosen der Stadt Seattle 23 Nahrungsmitteldepots errichtet.

Eine ähnliche Einrichtung ist in Los Angeles entstanden. Dort begann sie folgendermaßen: Ein Mann, der nichts mehr als einen unverkäuflichen Fordwagen besaß, fuhr mit seinem Karren ans Land in der Hoffnung, dort gegen Arbeit etwas Essbares aufzutreiben. Er konnte mit einem Wagen voll Gemüse, das dort draußen ja nichts wert war, heimkehren. Aus diesem Erfolg wuchs das Werk schnell heran. Die Arbeitslosen der Stadt und ihrer Umgebung machten alle mit. Jetzt hat die „Hilfsvereinigung der Arbeitslosen“ 38 Gruppen mit 360 000 Mitgliedern. Ein Arzt, der wegen eines Leidens seine Praxis aufgeben mußte, leitete das Unternehmen. Da viele Arbeitslose Automobile besitzen, die für keinen Preis losgeschlagen werden konnten, ist die Beförderung der landwirtschaftlichen Produkte leicht. Den Treibstoff liefert die staatliche Wohlfahrtsstelle. Es wird Sorge getragen, daß niemand eine Arbeit verrichtet, die mit Geldlohn bezahlt werden kann, um die Arbeitslosigkeit nicht noch zu vergrößern.

Die Einrichtungen von Seattle und Los Angeles sind indessen nicht mehr die einzigen. Im Staate Minnesota, im mittleren Westen, in New Jersey und anderwärts haben sich die Arbeitslosen gleichfalls derartige Einrichtungen geschaffen, und es kommen immer mehr dazu. Aus der Fülle der Meldungen seien noch zwei etwas anders beschaffene Fälle mitgeteilt:

Eine große Universität im Süden der Vereinigten Staaten erhebt kein Einschreibegeld mehr und es wird dem Lehrpersonal kein Bargeld gegeben. Die Studenten bringen als Bezahlung Brennstoff, Nahrungsmittel, kurz was sie daheim in der Familie im Überfluß haben. — Ein Kreis im Staate Georgia stand vor dem vollständigen Bankrott. Die örtliche Bank hielt alle Hypotheken und Kredite. Der Bankier, keinen Ausweg mehr erspähend, rief die Schuldner, das war so ziemlich die ganze männliche Bevölkerung des Kreises, und schlug vor, den ganzen Kreis als eine wirtschaftliche Einheit zu behandeln. Der Vorschlag wurde angenommen. Fortan sind Bodenbebauung, Dienstleistung, Produktion oder Ernte für den ganzen Kreis einheitlich geregelt. Die Bevölkerung des Kreises lebt nun ohne Kredit, Bargeld unter der — Diktatur des örtlichen Bankiers, und sie soll sich, man denke nur, ganz wohl befinden.

Diese verschiedenen und erfolgreichen Werke der Opfer der kapitalistischen Mißwirtschaft zwingt besonders die sozialistischen Köpfe zu frischen Erwägungen. Doch es sei heute davon abgesehen, um auf etwas anderes zu verweisen:

Alle diese Einrichtungen wurden in der Not geboren. Jede Neuerung hat beim Kopfe zu beginnen, und diese Neuerungen begannen beim Kopfe ganz schlechter Menschen. Der Schöpfer des vorbildlichen Werkes von Seattle ist ein in Polen geborener Einwanderer, der Leiter des Werks in Los Angeles ist ein Arzt namens Kirk. Auch die andern Werke sind dem Kopfe und der Tatkraft gewöhnlicher Leute, meist Arbeitern, entsprossen. Sie waren dermaßen unerfahren, daß sie gar nicht daran dachten, man müsse, um etwas ganz Vernünftiges zu tun, allerhand in Theorie und Blech gelehrte Herren haben. Und das war gut so. Wäre ihnen eingefallen, eine, sagen wir, Sozialisierungskommission wie 1918 in Deutschland, oder ein Sachverständigenkollegium wie bei der Abriistung in Genf, oder sonst einen Ausschuss aus Politikanten, Ministern und Fachleuten einzuberufen, sie wären bestimmt nicht zu Rande gekommen, sondern längst verhungert. Die sachverständigen Herren hätten solange geredet, bis von der Idee oder dem Plan kein Stäubchen mehr vorhanden gewesen wäre.

Wenn der Herrgott, ehe er die Welt erschuf, einen Sachverständigen-Ausschuss zu Rate gezogen hätte, die Welt wäre heute noch nicht geschaffen. Wenn ein Professor, sagen wir der Physik, das Zweirad hätte erfinden sollen, er hätte haarscharf bewiesen, daß das Zweirad umfällt. Es setzte sich aber eines Tages ein ganz ungebildeter Mensch auf zwei Räder — und sie liefen.

Das ist eigentlich gar nicht verwunderlich, im Gegenteil, die ganz großen Fragen, besonders die der Menschheit, sind verblüffend einfach. Sie sind daher von einfachen Menschen am ehesten zu lösen. Wenn es die Gelehrten und Sachverständigen, die zünftigen Realpolitiker, besser fertig brächten, warum haben denn diese überlegenen Käuze nicht längst ihre Kunst gezeigt? Seit Jahren haben sie die allerprobateste Gelegenheit dazu. Die Wirtschaftskrisis, die Massenelend dauern doch schon seit langer Zeit. Darum noch einmal: warum zeigen diese gelehrten und erfahrenen Herren nicht ihre Überlegenheit?

Wenn im alten Rom die Patrizier oder der Senat alles in Grund und Boden gewirtschaftet hatte, so daß niemand mehr aus noch ein wußte, holten sie einen schlichten Mann vom Pflug weg. Und er riß die herrschende Sippe wieder aus ihrem Dreck. Es wird diesmal bestimmt nicht anders sein. F. K.

Für die Optimisten

In den Vereinigten Staaten studiert eine Gruppe von Ingenieuren seit Jahren die Auswirkungen der technologischen Arbeitslosigkeit. Nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung hat diese in der Columbia University Untersuchungen über die Arbeitslosigkeit in der Zukunft angestellt. Die Ingenieure glauben, daß die technologische Arbeitslosigkeit in der Zukunft anwächst. Von den gegenwärtig Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten würde selbst nach Rückkehr auf den (Rekord-)Stand des Konsums von 1929 die Hälfte arbeitslos bleiben. Sie sind zu dem Ergebnis gekommen, auf Grund des heutigen Standes der Technik bedürfte es nur einer Arbeitsleistung des Individuums zwischen 25 und 45 Jahren von 660 Arbeitsstunden im Jahre, um das ganze amerikanische Volk auf einen Lebensstandard zu heben, der zehnmal so hoch wäre, als der des Prosperitätsjahres 1929. Für 1934 rechnen sie mit einer

Arbeitslosenzahl von 25 Millionen. Hiergegen helfe auch die Aufteilung der Arbeit wenig, wie man sie jetzt neuerdings in Regierungskreisen befürwortet. Schließlich müßte die immer drastischer werdende technologische Arbeitslosigkeit zum Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung führen und einer planwirtschaftlichen Arbeitsaufteilung bei stark reduzierten Arbeitszeiten Platz machen.“

Der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung weist auf die beachtenswerte Tatsache hin, daß die Zukunft des Kapitalismus selbst in den Vereinigten Staaten schon kritisch beurteilt wird. Die energischen Forderungen des amerikanischen Gewerkschaftsbundes nach der Fünftageswoche und dem sechsstündigen Arbeitstag sei dafür ebenfalls sehr bezeichnend. Der Kapitalismus wird zweifellos in allen Ländern an der Frage scheitern, ob er den Millionen Menschen, die auf Arbeit warten, Beschäftigung zu geben vermag. Wenn infolge der Untersuchungen der amerikanischen Ingenieure die Arbeitskräfte von 25 bis 45 Jahren bei einer Jahresarbeitszeit von 660 Stunden (etwa 13 Stunden je Woche) einen Lebensstandard zu garantieren vermögen, zehnmal so hoch wie der in den Konjunkturjahren, so ist die planwirtschaftliche Arbeitsaufteilung auf drei Tage je Woche das dringendste Erfordernis.

Arbeiternot ist Bauerntod

Unter dieser Überschrift schreibt der frühere Reichsminister und praktisch tätige Landwirt Dr. Schlange-Schöningen in der Weihnachtsnummer der Frankfurter Zeitung: „Das Volk kauft nicht mehr, es kann nicht mehr kaufen. Niemand kann mehr ausgeben, als er hat, jeder schränkt sich auf das äußerste ein; rund 5 Millionen Arbeitslose mit ihrem Familienanhang schlagen sich mit einem Mindestaufwand von Ausgaben mühsam durch, und auch die Menschen, welche noch das Glück einer Arbeitsstelle besitzen, sind in ihrem Einkommen — und zwar in allen städtischen Berufen — so geschmälert, daß sie den Groschen dreimal umdrehen, ehe sie ihn ausgeben. Darin ist heute zweifellos der Angelpunkt der Agrarfrage zu suchen: Arbeiternot ist Bauerntod.“

Herr Schlange-Schöningen ermahnt seine Berufskollegen ferner, nicht mehr Schlagwörtern nachzulaufen, sondern Verständigungsfrieden mit den gegebenen Kräften zu schließen. Eine engere Verbindung zwischen Landwirt und Verbraucher sei notwendig und könne zur Lösung des Problems Bauern und Arbeiter beitragen. Der Schreiber schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: „Heraus aus der glänzenden Isolierung und hin zu einer vernünftigen Zusammenarbeit mit allen, die guten Willens sind.“ Wird er bei seinen Berufsgenossen nicht tauben Ohren predigen? Diese denken nur an S...atssubventionen, Zoll erhöhungen usw. Im übrigen sind sie die geschworenen Feind der Arbeiterschaft.



Mutter, das Brot — — —

Stahlbad Anno 17

Kriegsroman von Peter Riss

Copyright 1930 by Fackelreiter-Verlag GmbH, Hamburg-Bergedorf

Die armen Seelen sind wir, die in feldgraue, khakifarbene, blaugraue Lumpen verkleideten Massen namenloser Profiteure... Bergleute, Fabrikarbeiter, Maurer, Schlosser, Buchdrucker, Handlungsgehilfen... namenloses, weihwasserbesprengtes, sturmreifes Gesindel...

Ewig wird das Brot in diesem Lande nach Blut schmecken, wenn einst der Rest unserer Regimenter zurückgeschwankt ist über die Grenzen, die nicht lange mehr Grenzen sein werden, über die Brücken der Flüsse, die bald die Flüsse aller Nationen sein werden — wenn einst das Korn auf den blutgedünkten Feldern höher denn je wogen wird... ewig wird in diesem Lande das Brot nach unserem Blute schmecken...

Schreckliche Saat wird aufgehen dort, wo jetzt die Gräben mit ihren Toten und ihren faulenden Eingeweiden sind...

Nie wird der Gestank der Verwesung aus den Schluchten weichen: einsame Wanderer werden schreckliche Gesichter haben, werden unsere Schatten entsetzt erblicken und fliehen...

Nie wird unser Todesgeschrei weichen — aus dem Boden wird es nachts aufsteigen und die Menschen entsetzt aufhorchen lassen...

Wir haben den Generalappell hinter uns. — In der letzten Nacht ist viel Schnee gefallen; er liegt im Dorf einen halben Fuß hoch, hebt sich rein und unwirksam von der schmutzigen grauen Mauer der angetretenen Kompanie ab.

„Rühren!“ Unsere Stiefel und Gewehrkolben knirschen im frierenden Schnee. Es ist sehr kalt; wir tragen dicke Handschuhe, aber sie sind aus derart schlechtem Material, daß uns die Finger zu Eiszapfen erstarrt erscheinen. Die Kopfschützer verdecken fast das ganze Gesicht, die einzelnen Antlitze sind kaum zu erkennen.

Erbärmlich sehen unsere Mäntel aus: immer noch lehmverschmiert, starrend vom Dreck der Gräben, blutbesudelt...

Immer noch sehen wir die zerrissenen, mit Draht und Band umwickelten Stiefel vieler Kameraden. Wir mögen nicht hinschauen: sie erinnern uns am deutlichsten an den Sturm vom 6. November... und sie sind schreckliche Künder neuer furchtlicher Stunden... neue Mäntel und Stiefel sind für uns nicht da, für uns nicht...

Matt schimmern die Helme: wir haben sie am besten reinigen können. Sie sitzen ungewohnt und schwerer denn je auf den fahlen Köpfen... Wir haben sie ja zehn Tage nicht zu tragen brauchen.

Petsch ist der einzige, der keinen Helm trägt. Der Verband um seinen Kopf ist neu gewickelt; er läßt das Tragen des Helmes nicht zu. Petsch muß wieder mit in die Gräben: solche Verwundungen zählen nicht mehr zu den Heimatschüssen...

Ich habe meinen Helm mit dem Meisels vertauscht; denn meiner war mir stets zu klein, und Meisel hatte den dicksten Kopf in der Kompanie...

Möge dein Helm mich gut beschützen, toter Kamerad. Es ist ein eigenartiges Gefühl für mich: ich habe meinen Helm auf Meisels Holzkreuz gestülpt. Als ich es tat, war mir eine Sekunde lang, als liege ich selbst unter dem Kreuze...

Wir zählen ab: „Eins zwei drei vier... eins zwei drei vier...“ Mancher hustet dabei; die Luft ist hart und kalt... der Nebel unseres Atems zieht vor unserer Front entlang; er ist das einzige warme... Ich muß plötzlich an den ersten Tag meines feldgraue Elends denken: mancher Kamerad, der neben mir stand, zählt heute nicht mehr ab... Wir haben abgezählt... die sechs Söhne des Kaisers sind nicht dabei...

Der Hauptmann ist abgehauen, hat sich in letzter Stunde krank gemeldet und verdrückt. Es heißt, daß er gute Verbindungen nach hinten zum Sanitätspersonal hat. Es ist nicht das erste Mal, daß er es so macht; er ist dafür bekannt, daß er nur einmal bei einer Formation vorne bleibt. Am letzten Ruhetag meldet er sich regelmäßig ins Revier. Sein Trick ist ihm stets bis auf ein einziges Mal gelungen. Paul Schmiedekamp hat es mir erzählt: Vor den großen Angriffen der Schwarzen hat er es auch versucht. Da kam er aber an die falsche Adresse bei dem Sanitätssoldaten, der damals in der Kompanie war. Es war der arme Kerl, der später, als die Ruhr so furchtbar in unserem Abschnitt wütete, mit einem Granatsplitterbauchschuß nach hinten kam, und der sich die Gedärme in seinen schrecklichen Schmerzen selber aus dem Leibe riß... Dieser tapfere Sanitäter also sollte die Temperatur des Hauptmanns messen. Er legte ihm das Thermometer in die Achselhöhle. Als er es herauszog, las er 36 Grad, also normale Temperatur, ab. Der Held vom Hauptmann brüllte ihn an: er habe keine Ahnung vom Sanitätsdienst... er solle ihn nochmal messen... Der Sanitäter steckte ihm das Thermometer hinten rein: das gleiche Ergebnis. Da versuchte der andere es mit Freundlichkeiten, um ihn zu bestechen. Vergeblich... der Sanitäter erwiderte ihm nur, es lägen Kameraden im Graben mit 38 und mehr Grad; die kämen auch nicht weg... der Herr Hauptmann habe normale Temperatur... Jetzt erklärte der Held, das Thermometer sei unbrauchbar... der Sanitätssoldat widersprach... Ergebnis: der Hauptmann warf das Thermometer gegen die Wand, daß es zerschellte, — und reichte Meldung ein, der Sanitäter sei unfähig und müsse zur Waffe zurück...

Als die Sache noch lief, entschied die Granate inzwischen über das fernere Schicksal des mutigen Sanitäters.

Der Hauptmann bekam für „Tapferkeit vor dem Feinde“ das Eiserne Kreuz Erster Klasse.

Nun ist er wieder hinten; wir vermissen ihn nicht; aber Petsch, dem ein Ohr abgeschossen ist, muß wieder mit nach vorn!

„Mit Gruppen rechts schwenkt marsch!“ Der Vizefeldwebel hat vorläufig das Kommando über die Kompanie. Wir kennen jetzt seinen Namen: er heißt Rösch. Wir haben nach den Begegnungen, die wir mit diesem Affen in der kurzen Zeit schon hatten, das bestimmte Gefühl, daß wir noch allerhand mit ihm erleben werden. Aber er soll sich hüten!

Er sieht uns mißtrauisch an; seine Stimme ist merklich unsicherer geworden. Bevor wir in die Stellung gehen, sollen wir noch in den Gasmaskenraum, der am Dorfrand eingerichtet ist, geführt werden. Die französische Artillerie schießt mit Gasgranaten, deren Wirkung verheerend ist. Verwundete aus dem Abschnitt, den wir besetzen sollen, haben grauenhafte Einzelheiten erzählt. Die vielen Toten, die die letzten Tage dort gefordert haben, ihre furchtbaren Qualen, unter denen sie verreckten, sind der Grund, weshalb unsere Gasmasken noch vorher geprüft werden sollen. Ein heuchlerisches Experiment, denn es ist längst bekannt, daß die deutschen Gasmasken nicht gegen die neue Kulturerrungenschaft des Mordes schützen, — ein klägliches Mittel der Beruhigung...

Wir wissen, was uns erwartet: die zweite der sieben HölLEN, die die Menschheit für uns in Brand gesetzt hat. Die „Menschheit“... das sind die Generale aller Fronten, Teufel des verfluchtsten Geschlechts der Welt, Massenmörder, geschmückt und geehrt mit vielen bunten und glänzenden Orden...

Wir sind Material für ihre Experimente!

Und weil es nicht wahr ist, daß wir, wie es so schön in den Büchern unserer Schulen und den Predigten heißt:... daß wir freudig unser Leben einsetzen für die freudigsten Güter der Menschheit... daß jeder einzelne sich begeistert einreihet zum Kampf für König und Vaterland...

Darum stehen wir armen, grauen, räudigen Hunde wie Gefangene, die zum Richtplatz geführt werden sollen, stehen wir

frierend, dunkel angefüllt mit schrecklichen Ahnungen von grauenhaften Toden, stehen wir in grauen, stinkenden Lumpen, Proleten „in des Königs Rock“... und können uns nicht wehren gegen die niederträchtige Heldenverehrung des Hinterlandes: wir müssen als „die tapferen Feldgrauen“ weiter in das „Stahlbad“ marschieren... und können uns nicht wehren... und können uns nicht wehren...

Denn wer von den Sadisten der Hauptquartiere, bei den rauschenden Siegesfeiern der Hochfinanz und der Etappe sieht uns, wie wir wirklich aussehen... riecht unsere stinkenden Leiber, wie sie wirklich stinken... wer von denen kennt unsere wahren Gedanken?

Nach zehn Tagen „Ruhe“, die uns unser schreckliches Los nur noch furchtbarer zum Bewußtsein gebracht haben, taumeln wir wieder in Schlamm und Gräben hinein...

Nur unsere Mütter und Schwestern in ihren verräucherten Mietskasernen ahnen dumpf unsere Gedanken; denn sie sind das Kanonenfutter der „Heimat“, ihr Schicksal gleicht dem unseren.

Wehe... wehe... ihr ordnungsgeschmückten, dividendenraffenden Kriegsgewinnler und Menschenschlächter der Heimat... wehe... wehe... du verfluchtes Vaterland der Reichen... wehe... wehe... ihr Pfaffen und Bischöfe, die ihr unsere Waffen segnet... schrecklich wird das Strafgericht über euch hereinbrechen... das Volk steht auf!... aber es ist ein anderes Volk als das von 1914... es ist das Volk der Kriegsküchen... es ist die Masse der in die Gräben getriebenen Proletarier... verzweifelt, verlaust, verdreht, vergast, blutend, stöhnend, schreiend, brüllend in ungeheuren Schmerzen...

Das proletarische Volk wird sich erheben... immer noch stehen lange Schlangen vor den Kriegsküchen und den Fleisch-

hallen... immer noch einmal wanken wir in die Trichter und Laufgräben...

Es ist fünf Uhr nachmittags. Der Gasraum ist ein Keller, der durch eine dicke eiserne Tür luftdicht abgeriegelt werden kann. Korporalschaftsweise werden wir hineingeführt. Jede Korporalschaft soll zehn Minuten drinnen bleiben.

Wir haben unsere Gewehre auf dem Platz vor dem Gaskeller zusammengestellt. Unsere Tornister liegen wie große Maulwurfshügel dreckig daneben, das Koppelzeug haben wir oben auf packen müssen. Wir werden also nur mit Mänteln und Helmen hineingeführt.

Leicht und tröstend fällt wieder Schnee. Er macht die Stille, mit der alles geschieht, noch unheimlicher.

Die Kameraden der ersten Korporalschaft stolpern in den Keller. Wir hören ihre Stiefel auf den schneebedeckten Stufen knirschen. Hallend fällt die schwere Tür ins Schloß. Draußen haben sie schon die Masken aufgesetzt; es war nicht leicht, der teerschwitzende Stoff hatte sich in den Büchsen festgesetzt. In der plötzlich eindringenden Kälte setzte er sich noch fester. Vorsichtig haben die blaugefrorenen Hände sie losgelöst. Es ist klar, daß dadurch der Stoff beschädigt wurde. Aber niemand hat sich darum gekümmert... Wir sind nur froh, daß wir nicht die ersten sind: wie leicht ist es möglich, daß die Masken nicht dicht halten...

Kilb, Adamczik, Güttler und ich stehen zusammen. Auch Adamczik hat einen neuen Verband um den Hals. — Kilb hat ihn gemacht, kurz bevor wir aus der Scheune herausgetreten sind. Der Kleine sieht noch blässer aus als wir andern, sein Gesicht ist von der Schnürung des Verbandes dick angeschwollen. Ich sehe, wie er mit zitternder Hand nach der Brust greift, Mantel und Rock aufknöpft und seine Totenmarke herausholt. Dann geht er zur Seite und setzt sich in einem plötzlichen Schwächeanfall auf seinen Affen. Ich hocke mich neben ihm hin. Es ist ein weiches, wohliges Gefühl, im Schnee zu liegen, ich möchte gar nicht wieder aufstehen.

„Fritze, steck die Hundemarke weg“, sag ich zu ihm.

Der Kleine sieht mich nicht an... er schluckt ein paar mal heftig, dann stottert er hervor: „Ick weel nich... aba ick kann det kalte Ding nich uff die bloße Brust vertragen...“ er schiebt die Marke wieder unter den Rock, knöpft aber das Hemd darunter zu. (Wird fortgesetzt.)

Und den Menschen zum Wohlgefallen...

Nun war es wieder einmal Weihnachten. Trübe Winternebel verfinstern das Waldtal, und in der Kirche ist es schon dunkel, wenn wir Zellengefangenen unsere abgesonderten Plätze vorne am Altar einnehmen; denn wir dürfen weder miteinander noch gar mit der großen Masse der in Gemeinschaftsräumen Untergebrachten sprechen oder sonst in Verbindung treten. Diese letzteren sind noch nicht da; beängstigendes Schweigen herrscht in dem eisigen Raume; das Häuflein verfrorren in sich verkrochener Jammeregestalten in den Bänken, von stehenden Aufsehern wie von Schatten umdroht, wird von der frostigen Finsternis fast aufgesogen. Nur eine elektrische Lampe unter den bunten Barockmalereien der Decke läßt ein dünnes Licht versickern, in dem man um den Altar herum die Umrisse immergrüner Topfgewächse und eines ungeheuren, ganz mit künstlichem Schnee überdeckten Tannenbaumes erkennt. Schweigen. — Eisiges Schweigen. — Und dann plötzlich ein helles hastiges Gebimmel vom Uhrtürmchen der Anstalt — Durch die offenstehenden Flügeltüren, von den alten Klostersgängen her kommt ein fernes Schürfen, Grollen, Dröhnen, das sich fast wie ein Donner heranzwält: Die Insassen der Schlafräume werden herbeigeführt, Hunderte und aber Hunderte! Jetzt marschieren die Wachtmeister mit umhängten Karabinern herein und postieren sich in den Nischen unter den üppigen Rokokostukkaturen. Und dann die Gefangenen, je zwei und zwei, in ihren braunen Monturen, barhäuptig, auf dickbenagelten, ungefügen Sohlen, die Ökonomie- und Steinbrucharbeiter in ihren hohen, schweren Schafstiefeln. Wir dürfen uns nicht nach ihnen umdrehen, wir haben geradeaus auf den Altar zu starren, wo das Kruzifix, drei Kerzen zur Rechten, drei Kerzen zur Linken; zwischen den Öleandersträuchern des Altarschmucks zu uns herüberblickt.

Dann werden die Türen geschlossen, Lampen flammen auf, die Orgel setzt ein: brausend schwillt, von hunderten kräftiger Männerstimmen der Weihnachtschoral in das dunkelnde Tal hinaus: „Vom Himmel hoch, da komm ich her...“ Mancher eisgraue Mörderkopf sinkt vornüber auf das Pult, mancher denkt zurück an eine ferne Kindheit, wo er das zum letzten Male gehört, und an die wüste Lebenswildnis voll Not, Qual, Schmutz und Schmach und Blutvergießen, durch die er hierher getaumelt kam, um als aller Weisheit letzten Schluß dasselbe Kinderliedchen zu hören, das ihm einst klang, ehe er diese verfluchte Erdendbahn beschritt: „Und hat ein Kindlein bracht“

Darauf entläßt uns die segnende Hand vom Altar: „Er erhebe sein Antlitz auf Euch und gebe Euch seinen Frieden!“ — Die Orgel braust, die Flügeltüren fliegen auf, scharrend und rumpelnd poltern die dickbenagelten Schuhe wieder auf den Dielen des kahlen Flores, bewaffnete Wachtmeister nehmen die braune Schlange der Gefangenenpaare wieder in die Mitte, und so geht es wortlos durch die dröhnenden Gewölbe in die Zellen. Die Türen donnern zu, die Riegel knallen, die Schlüssel knirschen, die Gitter und Außenportalen schmettern ins Schloß — Schweigen! Atemloses totes Schweigen. — Noch eine kurze Weile, und das Licht ist erloschen. Tote Nacht, totes Schweigen: das ist hier Weihnachten.

Der einsame Mensch in seinem groben Hemde kriecht zitternd noch einmal aus seinem eisernen Bett; er weiß, dort draußen ist eine Welt voll Menschen, die jetzt feiern, die alle froh sind, die lieb zueinander sind. Dort sind Kinder, die jauchzen, und Liebende und Glückliche. Er schleppt seinen Schmelz ans Fenster, steigt hinauf, starrt durchs Gitter. Nichts starrt ihm entgegen im kalten Licht der elektrischen Hoflampe, als die unbarmherzige Mauerwand, die ihm nun schon tausend und tausend Nächte und Tage entgegenstarrt; und darüber nichts, als

die unbarmherzig finstere Winternacht, die sternenlose. — Er schleppt sich zurück ins Bett; er streckt zähneknirschend die geballten Fäuste empor. Ein verwilderter Schmerzenschlund entringt sich seiner gequälten Seele. — Da — horch — Antwort kommt aus den finsternen Abgründen des Massenkerkers! Ein ebensolcher gepreßter Laut ohnmächtiger Qual. Und noch einer — und noch einer. Ist's der Winkler da drunten, der heute zum 22. Male hier Weihnachten „feiert“ in seinem Käfig? Ist's der Köhler, der's zum 23. Male, das Meierlein der es zum 18. Male, der Müller, der es zum 31. Male hier hört: „Friede auf Erden! Dem Menschen ein Wohlgefallen!“ Vergebung aller Sünden! Ist's der hier zusammen ächzende Jammer all der Hunderttausende, die heute in der ganzen Christenheit in Kerker liegen, wie die da unten liegen, wie er da liegt? — Sind's die Millionen, die heute in Irren- und Blödenanstalten, in Krankenhäusern, in Nachtasylen und Proletarierlöchern sich in Jammer und Not, in Hunger und betäubenden Schnapsräschen winden? — Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Der Mann mit der zermarterten Seele in der keuchenden Brust kann sich nicht helfen vor Lachen. Höllengelächter antwortet von oben, antwortet von unten, antwortet von links und von rechts, das ganze Gefängnis wird zum Höllengelächter. — „Ruhe!“, brüllt der Wachtmeister der Nachtdienst hat, mit rauher Kommandostimme, daß die ganze Halle davon dröhnt und widerhallt. — Und dann ist Stille, erstickendes, mitternächtiges Todesschweigen.

(Aus dem Buche von Georg Fuchs: „Wir Zuchthäuser“, Verlag Albert Langen, München.)

Das böse Gewissen

Zutrieden saß der Xaverbauer auf dem Bock. Der Wagen war voll beladen mit großen, schweren Getreidekörnern. Ein Lächeln lag auf des Bauern gesundem Gesicht. Während die Pferde in der brennenden Mittagssonne dahintrabten, knallte der Xaver zuweilen spielerisch mit der Peitsche.

Bei der Forst-Schenke machte er Rast. Im Hofe standen schon viele Fuhrwerke. Die Pferde fraßen eifrig aus den Krippen, indes ihre Herren drinnen gar manchem Tropfen das Rollen beibrachten. Der Xaver holte hinten von seinem Wagen die hölzerne Krippe, um auch für seine Gäule das Futter hineinzuschütten. Nun hatte seine Krippe aber schon seit langem rechts unten am Boden ein Loch, so daß man den Hafer stets behutsam in die linke Hälfte schütten mußte, damit er nicht hindurchfiel. Des Bauern Blick fiel jetzt auf eine Anzahl Krippen, die gegen die Hofmauer gelehnt standen und wohl der Schenke gehören mochten. Er schaute sich vorsichtig um. Es war niemand in der Nähe. Da ergriff er denn rasch einen der fremden Futterbehälter, warf ihn hinten in seinen Wagen zwischen die Säcke, füllte die Lücke an der Mauer mit seinem eigenen schadhafte Trog und schickte sich an, das Anwesen sogleich wieder zu verlassen. Als er den Wagen gedreht hatte und schon halb zum Tore draußen war, erschien der Forstwirt auf der Bildfläche.

„No, Xaver, scho wieder aweg? Bist jo oben erst ankommen!“ „Jo, freilich, Peter, aber mir is wos eifallen, wos i vergessen hab, no muß i mit fei sputen Adjes!“ Draußen war er. Seine Geschäfte erledigte er noch selbigen Tags und langte abends wieder zu Hause an.

Als er am folgenden Morgen aufstehen wollte, lag es wie heißes Blei in seinen Gliedern. Der Kopf schmerzte, die Pulse schlugen wild.

„Fühlst di net wohl, Xaver?“ fragte seine Frau.

Aber der Bauer stöhnte nur. Da ließ denn die Frau den Doktor kommen.

„Jo“, sagte der, als die Untersuchung beendet war. „Sö hem dö Grippn.“

Der Bauer lag einen Augenblick wie gelähmt. Seine Augen weiteten sich schreckhaft. „Naa!“ keuchte er dann.

„Aber jo“, sagte der Arzt.

„Naaa!“ schrie der Xaver heiser.

Da ging der andere kopfschüttelnd hinaus.

Gegen Abend wurde das Fieber schlimmer. Die Frau holte in ihrer Besorgnis abermals den Doktor. Der nahm eine nochmalige Untersuchung vor und sagte: „I kann wirkli nix andres sogn, als daß Sö dö Grippn habn, mei Liaber.“

„Nix!“ ächzte der Bauer abermals und blickte zur Seite.

„nix! I hob se net!“

Nun wurde der andre ernstlich böse. „Sakra no neil!“ polterte er, „wos soll dann dös alberne Gered! Wann i sag Sö ham dö Grippn, no ham Sö dö aa, verstandi!“

„Doktor!“ kam es da gequält aus den Kissen, „Doktor!... Jo!... I hob se. Aber i bring's glei morgn wieder hin.“

Da schüttelte der Arzt den Kopf noch stärker als zuvor.

„Naa“, sagte er dann bekümmert, „dös is bald doch kei Grippn net. Dös scheint nur eher wos mit'n Geist zu sein.“

Werner Lobbenberg.

Die Stempelkarte

Du gelbe Stempelkarte, schon lange bis du mein. Ich schau dich an, und Wehmut schleicht in mein Herz hinein.

Nie wollt ich dich besitzen. Ich hab dich nie begehrt. Allein schon der Gedanke an dich, hat mich gestört.

Und doch halt ich dich immer gesichert und versteckt, denn du, es ist zum Lachen, du bist ein Wertobjekt.

Müßt ich mich von dir trennen, wie würd ich glücklich sein; denn neue Lebensfreude zög in mein Herz hinein.

Georg Anclam.



Verbandsleben



Moskauer Gewerkschafts-Latein

Der Mensch besitzt von Natur aus einen Hang zum Fabulieren, zum Übertreiben im behandelnden wie im verneinenden Sinne. Bekannt sind das Jägerlatein und das Seemannsgarn. In den letzten Jahren ist das RGO-Latein entstanden. Wenn so ein wasch- und lichtechter RGO-Mann von den unter seiner Führung „unbesiegt abgebrochenen“ und siegreich verlorenen Streiks, sowie von seinen Erfolgen an der „innergewerkschaftlichen Front“ erzählt, bleibt sämtlichen Jägern und Seeleuten vor Neid die Spucke weg. Außer dem RGO-Latein radebrechen die deutschen Moskower, die ihre Meinung in gewerkschaftlichen Fragen gleich fertig von Moskau beziehen, auch das Moskauer Latein. In diesem Latein erzählt man sich über die freien Gewerkschaften folgendes: „Was ist unsere Aufgabe: Die reformistischen Gewerkschaften zu stärken oder zu schwächen? Unwiderlegbar ist folgende These: Je stärker die reformistischen Gewerkschaften, desto stärker der Kapitalismus... Wenn diese Abc-Wahrheit richtig ist, wenn es richtig ist, daß je stärker die reformistischen Gewerkschaften, desto stärker der Kapitalismus, so ist es auch umgekehrt richtig, daß je schwächer die reformistischen Gewerkschaften, desto schwächer auch der Kapitalismus. Warum ist dann die Schlussfolgerung, man muß die reformistischen Gewerkschaften schwächen, falsch? Habt ihr denn etwa durch die Schaffung der RGO die reformistischen Gewerkschaften gestärkt? Nichts dergleichen. Ihr habt sie geschwächt... Daß wir aber den Einfluß der reformistischen Gewerkschaften untergraben, sie schwächen, die Disziplin sprengen, die Arbeiter von ihnen loslösen, den streikbrecherischen Gewerkschaftsapparat zerschlagen wollen, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen.“

Dieses schöne Geständnis Losowskys (in: „Vorwärts, zur Gegenoffensive des Proletariats“, S. 118) muß fest in das Hirn jedes Gewerkschafters eingepreßt und den Biedermännern von der RGO überall um die Ohren geschlagen werden.

Auf politischem Gebiet ist der Hauptfeind der Kommunisten, gegen den sich ihr Hauptstoß zu richten hat, die Sozialdemokratie, auf wirtschaftlichem Gebiet die Gewerkschaften. Wer den Kapitalismus beseitigen will, muß nach kommunistischer Logik die Gewerkschaften zerschlagen, da sie das Wachstum des Kapitalismus ermöglichen. Die Voraussetzung, von der die Väter der RGO ausgehen, ist zwar falsch, doch das stört sie nicht. Sie machen auch keinen Versuch, ihre Richtigkeit zu beweisen, weil sie selbst wissen, daß das unmöglich ist. Ja, sie wagen nicht einmal, eine angelegene Gedankenreihe folgerichtig zu Ende zu denken, weil das Ergebnis, das dabei herauskäme, zur Wirklichkeit in einem solch schreienden Widerspruch stehen würde, daß auch dem naivsten Anhänger der RGO das Kotzen ankäme. Es genügt, einige Fragen aufzuwerfen, um Losowskys „Abc-Wahrheiten“ als Mumpitz zu charakterisieren:

Wenn nun nach Losowsky der Kapitalismus da am stärksten ist, wo die reformistischen Gewerkschaften stark sind, warum gibt es dann in Italien und in Amerika einen starken Kapitalismus? In beiden Ländern bestehen keine freien Gewerkschaften, und es dürfte demnach in beiden Ländern überhaupt keinen Kapitalismus geben. Warum ist der Kapitalismus aber gerade in Amerika am stärksten? Die Schaffung der Gewerkschaftsbewegung, das Bestreben sie zu stärken und auszubauen, ist nach Moskauer Logik konterrevolutionär, ein Verbrechen am Proletariat, weil Dienst am Kapitalismus. Dagegen der Kampf gegen die Gewerkschaften mit allen, selbst den verwerflichsten Mitteln, ist Inbegriff revolutionärer Tätigkeit. Damit sind die Faschisten ganz unverhofft zu einem revolutionären Heiligenschein gekommen; denn in ihrem Ziele: Zerschlagung der Gewerkschaften, unterscheiden sie sich in nichts von der RGO. Da auch die Kapitalisten selbst mit aller Kraft gegen die Gewerkschaften anrennen, haben auch sie Anspruch auf... Hier versagt der normale Denkmechanismus. Er kommt einfach nicht mehr mit. Versuchen wir's anders herum:

Auch in Moskau dürfte bekannt sein, daß der Kapitalismus gerade da am heftigsten gegen die Gewerkschaften anrennt, wo er am stärksten ist. Tut er das nun aus dem Trieb heraus, seine eigene Macht zu schwächen, oder geschieht dies aus Gründen, die den Weisen Moskaus bisher verborgen blieben? Dies psychologische Rätsel zu lösen, dürfte den großen Denkern Moskaus einige Kopfschmerzen verursachen.

Organisation ist es, was einer Minderheit von Ausbeutern ermöglicht, eine ungeheure Mehrheit zu unterdrücken und um die Früchte ihrer Arbeit zu prellen. Organisiert sind die Kapitalisten, die Großgrundbesitzer und der Adel; organisiert ist der Staat und seine Organe, nämlich die Bürokratie, Reichswehr und Polizei. Organisiert ist die bürgerliche Wissenschaft und die Kirche.

Organisierte Macht kann nicht durch unorganisierte Haufen in Schach gehalten und gebrochen werden, auch dann nicht, wenn man ihnen das Prädikat „revolutionär“ gibt. Nur organisierte Macht bricht organisierte Macht. Nicht die Zahl und der Wille allein tun es. Nur die organisierte Zahl und der in einer Organisation kristallisierte Wille sind instande, das Joch des Kapitals zu brechen.

Wer sich dazu hergibt, die Organisation der Arbeit, die Gewerkschaften, zu schwächen, zu bekämpfen, wer nicht alles tut, sie zu stärken, der hilft Unterdrückung und Unfreiheit verewigen, der ist ein Büttel der Reaktion, der ist allem Freiheitsgeschrei zum Trotz nur für den Freiheitsbegriff der Ausbeuter.

Um der Hölle zu entfliehen...

Der Freiwillige Arbeitsdienst ist als Versuch gedacht, den arbeitslosen Jugendlichen den Glauben an die Zukunft zu erhalten. Dieser Glaube bekommt jedoch einen kaum wieder zu überwindenden Stoß, wenn der Jugendliche im FAD sieht, wie dieser zu militärischem Drill, zu einer Art Zwangsrekrutierung, mißbraucht wird. Der Jugendliche wehrt sich gegen die Schindeldröckerei mit seiner Not; er klagt, er wird mißbraucht, er glaubt bald nicht mehr an die Schmeichelei der sozialen Nützlichkeit des FAD. Zwar versucht die bürgerliche Presse, den FAD als „segenreiche Einrichtung einer Volksgenossenschaft zwischen Akademiker und Arbeiter“ zu preisen, von den Unternehmern, die im FAD gezeichnet werden, spricht diese Presse jedoch nicht. Die journalistischen Zitatbrüder sollten sich eine andre Einrichtung suchen, wo man nicht so handgreiflich sehen kann, daß sie kochen.

In einem der größten, in dem gemeinhin als gut genannten Arbeitslager Königstein an der Elbe, sind 200 junge Menschen nach dem Grundsatz ihrer Teilnahme am Arbeitslager betraut worden. Die Berichte sind in ihrer gausenhaften Nüchternheit erschütternde Beweise von der verzweifelten Lage der heutigen Jugend. Wir sehen aus den Berichten die Zerstörung der Familie, wie ihre Mitglieder durch die Not zerwürgt, körperlich und seelisch heruntergekommen sind, sich

gegenseitig aufreiben und jeden Zusammenhang verlieren. Da heißt es in den Aussagen: In unsrer Familie herrscht große Not... jeden Tag fragt sich Mutter, woher man wohl das Essen für den nächsten Tag nimmt? Das geht Tag für Tag. — Ich mußte in Schlafstelle ziehen, weil ich sonst keine Unterstützung bekomme und mich meine Mutter nicht ernähren kann. — Nun hab ich nach Abzug der Miete noch 2,20 M pro Woche zum Leben, da kann ich mich nicht satt essen. — Meine Mutter erhält 68 M Rente, da mein Vater im Kriege gefallen. Unsre Miete beträgt 48 M. Alle meine vier Geschwister sind arbeitslos. Da konnte ich nicht mehr zu Hause bleiben. — Mein Vater ist seit 1928 arbeitslos. — Überall wird eingespart, auch beim täglichen Essen. — Meine Mutter ist nicht in der Lage, mich und meine Schwester durchzubringen. — Meine Eltern können mir nicht genug zum Essen geben. — Uns geht es immer schlechter... wir konnten Kohlen und Miete nicht mehr bezahlen. Wir konnten auch keine Wurst zum Abendbrot kaufen und nur ein halbes Pfund Fleisch.

So zeigt sich, daß die Frage ums nackte Leben sich zu einer einzigen Sorge auswächst. Eine zeitlich begrenzte Not läßt sich schließlich noch ertragen, ist sie aber zeitlich unbegrenzt, so muß selbst der stärkste Lebenswille brechen. Aus den Berichten geht hervor, daß es meist wirtschaftliche und seelische Not ist, was die Jugend zum FAD treibt, und beiläufig nicht Romantik, wie wohlgenährte Herren schmusen. Eine überaus große Zahl Jugendlicher ging zum FAD, um nur wieder einmal als voller Mensch angesehen zu werden. Zum Beweise dafür lassen wir noch einige Jugendliche berichten:

Ich habe zu Hause immer Vorwürfe bekommen, weil ich nicht das erforderliche Kostgeld aufbringen konnte. Seit Entzug meiner letzten Unterstützung durch die Notverordnung wird bei uns jede Unterhaltung zur streitigen Auseinandersetzung. Zuletzt wagte ich kaum noch zu sprechen. — Mich schmerzten die Vorwürfe, wir faulen Hunde wollten bloß nicht arbeiten. — Immer muß ich hören, daß ich für meine geringe Unterstützung nicht soviel essen kann. — So gehts nicht weiter, ich kann dieses Leben nicht weiter mitmachen. — Zu Hause hielt ich es nicht mehr aus. Ich ging auf die Wanderschaft, aber da war es genau so. — Immer hieß es: Wenn du Arbeit mitbringst, kannst du bleiben! — Als ich ausgelernt hatte, wurde ich nicht mehr gebraucht. Noch nie hatte ich Gelegenheit, wieder Arbeit zu finden. — Ich bin seit 3½ Jahren arbeitslos... mußte jede Woche meinen Leibriemen enger schnallen...

Das ist die Tragik der heutigen Jugend, die von Blödlings verroht, verkommen oder faul bezeichnet wird. Wer nur ein wenig Verständnis für die Lage der Jugend aufbringt, wird nicht wagen, sie wie angeführt zu bezeichnen. Daß sie ganz anders, bestimmt nicht verroht ist, bezeugen die Aussagen verschiedener Jugendlicher: Ich will, sagt einer, nicht immer von meiner Mutter und der Gemeinde abhängen. — Ein anderer erklärt: Für mich und meine Eltern ist es eine große Erleichterung, daß ich eine Zeit von zu Hause fort bin...

Nur ein einziger von den befragten Jugendlichen ging aus Abenteurerlust zum FAD. Sie wissen, daß er nur eine Zuflucht sein kann, kein Heilmittel ihrer schweren Nöte. Sie hoffen, daß es den Gewerkschaften gelingt, den FAD von seiner Verschandelung durch Feldwebel zu befreien. Sie wollen Freiheit und Brot.

E. Grützner.

Der „legale Weg“

Was war der „legale Weg“ in den letzten Jahren für die Arbeiterschaft? Es war für sie der grausamste Weg. Nichts weiter als eine Diktatur des Kapitals, eine gemeine Vergewaltigung der Arbeiterrechte. Ein Groschen nach dem andern wurde dem Arbeitslosen von seiner Unterstützung abgezogen und somit sein Körper bis zum äußersten ausgemergelt. Wir führen heute ein Leben wie die Hunde. 18.000 Menschen verübten im vergangenen Jahre Selbstmord. Wieviel Not und Verzweiflung spricht aus dieser trockenen Zahl. Hunderttausende Heimatlose tippeln über die Landstraßen, dem Elend preisgegeben. Und die noch in Arbeit Stehenden haben sich auf legalen Wege die größten Lohnraubereien gefallen lassen müssen. Der Traum von der Evolution, der friedlichen Umgestaltung, ist ausgeträumt!

Wir Arbeiter haben es satt, uns noch weiter drangsalieren zu lassen. Unsere Führer verlangen von uns mehr Aktivität. Wir verlangen von unseren Führern noch mehr Aktivität zum Wohle der Arbeiterschaft! Sie haben uns in den Versammlungen immer gemahnt, alles auf legalen Wege zu erkämpfen. Wie weit wir damit gekommen sind, sehen wir heute. Wenn das so weitergeht, zieht der Kapitalismus uns auf — legalen Wege das Fell noch gänzlich über die Ohren.

Wir Arbeiter haben uns organisiert, um uns gegen die Ausbeutungsmethoden des Kapitalismus zu wehren. Und in diesem Kampf wollen wir uns gegenseitig unterstützen und helfen. Wir Arbeitslosen wollen keine Wohlfahrt, keine Wassersuppen, keine abgelegten Kleider und abgelatschten Schuhe von der Winterhilfe. Wir fordern Arbeit und Freiheit!

Die meisten Arbeitslosen haben schon einen jahrelangen Leidensweg hinter sich. Und wir alle wissen, daß die Wirtschaftskrise noch Jahre dauert. Wir wissen auch, daß der Kapitalismus von sich aus die Krise nie überwindet und auch gar kein Interesse daran hat, sie jemals gänzlich zu beseitigen. Daß die Arbeiterschaft auf legalen Wege da nicht dazu kommt, das Blutausgussystem zu beseitigen, darüber ist sich alle Welt einig. Die Unfähigkeit des Kapitalismus, das Volk zu ernähren, die große Arbeitslosigkeit und das entsetzliche Elend sind die wirksamsten Gründe für die Umgestaltung der Wirtschaft, für die sozialistische Wirtschaft. Diese Gründe sind die stärkste Waffe in unserem Befreiungskampf.

Man wird mir entgegenhalten: die Zeit für die Verwirklichung des Sozialismus ist noch nicht da, das Volk ist dafür noch nicht reif! Was an ist denn die Zeit dafür gekommen? Etwa, wenn der Kapitalismus auf Kosten der Arbeiterschaft sich wieder hochgepöppelt hat? Wenn er das erst wieder geschafft hat, dann ist an eine Verwirklichung des Sozialismus noch weniger, gar nicht zu denken. Dann gibt es wieder Streiks, Aussparungen, neue Wirtschaftskrisen mit ihren grausamen Begleiterscheinungen, und die Reaktion beginnt mit Hilfe ihres Geldsacks wieder, im Volke zu wühlen, Zwietracht zu säen und seine Schichten gegeneinander auszuspielen. Also eine Wiederholung der heutigen Verhältnisse.

Ein Volk ist für den Gedanken des Sozialismus in seiner Gesamtheit nie reif, weil da immer Menschen sind, die Angst haben, daß sie verlorener, und andere, die meinen, daß sie nicht genug gewinnen könnten. Das Volk in seiner Masse sind nicht alle Idealisten, sondern beeinflussbare und käufliche Menschen.

Das heranwachsende junge Geschlecht aber will Taten sehen. Und Taten sehen heißt Kampf! Wo Kampf ist, da ist auch die Begeisterung der Masse. Die Freiheit des Proletariats wird nicht erbetet, sondern erzwungen.

R. K.

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750 — 6753

Mit Sonntag, dem 8. Januar, ist der 2. Wochenbeitrag für die Zeit vom 8. bis 14. Januar 1933 fällig.

Vorstand und Erweiterter Beirat haben beschlossen, bis auf weiteres das Beitrittsgeld auf die Hälfte der statutarischen Sätze aus § 3 Abs 4 zu ermäßigen.

Das Beitrittsgeld beträgt danach
für männliche über 18 Jahre alte Personen . . . 50 Pf.
für weibliche über 18 Jahre alte Personen . . . 25 Pf.
für Jugendliche beiderlei Geschlechts
sowie für Lehrlinge 15 Pf.

An die auswandernden Mitglieder

Mitglieder, die im Ausland reisen und kein Reisegeld erheben, müssen zur Erhaltung ihrer Mitgliedschaft, unter Einsendung ihres Mitgliedsbuches, beim Verbandsvorstand in Berlin Stundung der Beiträge beantragen.

Im Ausland arbeitende Mitglieder, die an ihrem Arbeits- oder Wohnort einer Metallarbeiterorganisation nicht beitreten oder zu einer solchen nicht übertreten können, haben sich nach § 5 Abs. 5 und § 34 des Verbandsstatuts unter Einsendung ihres Mitgliedsbuches beim Verbandsvorstand als Einzelmitglied anzumelden.

Bei Nichtbeachtung dieser statutarischen Bestimmungen erlischt die Mitgliedschaft und kann nach etwaiger Rückkehr die erloschene Mitgliedschaft nicht fortgesetzt werden.

Die Ortsverwaltungen werden dringend gebeten, die Kollegen, die sich zu einer Reise ins Ausland oder zur Auswanderung abmelden, auf die statutarischen Bestimmungen aufmerksam zu machen.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

Klärt die Frauen auf!

Vor einem großen Werk steht um die Mittagszeit eine große Anzahl von jungen und alten Männern. Ganz vereinzelt auch Frauen. Alle tragen Handkörbe oder Essentöpfe.

Eine Sirene heult, das Fabrikrot öffnet sich, und Mädchen und Frauen nebst wenigen Männern strömen heraus. Sie nehmen die Körbe und Eßtöpfe in Empfang und verschwinden im Speisesaal.

Vor anderen Werkstoren dasselbe Bild. Die Frauen arbeiten, ihre Männer stehen vor den Toren, um ihnen das Essen zu bringen. Es sind nicht nur ledige Mädchen, die arbeiten, sondern auch verheiratete Frauen. Ihre Männer liegen arbeitslos auf der Straße, während die Frauen für eine geringe Bezahlung in die Fabrik gehen.

Die Gewerbe und Betriebe mehren sich, die fast nur noch Frauen einstellen. Der Zweck ist klar: weil weibliche Arbeitskräfte billiger sind als männliche. Die Arbeitsleistung der Frau ist aber genau so hoch wie die des Mannes. Bei den Verrichtungen, wo es auf Fingerfertigkeit oder Geschicklichkeit ankommt, steht die Frau mit ihren Leistungen sogar über dem Manne. Die Löhne müßten dann genau so hoch wie beim Manne oder eigentlich noch höher sein. Das Gegenteil ist aber der Fall. Die Löhne sind in den meisten Fällen nicht halb so hoch als die der Männer.

Wer trägt nun die Schuld an diesem Zustand? Die größte Schuld fällt auf das kapitalistische System; denn es sucht sich immer die billigsten Arbeitskräfte. Menschlichkeit ist diesem System fremd. Es beutet die Menschen aus, ganz gleich ob es Männer, Frauen oder Kinder sind. Es folgt nur seinem Urtrieb, wenn es den „teuern Mann“ beiseite wirft und sich der billigeren Frau bemächtigt.

Es ist ganz gewöhnlich geworden, daß ein Mann entlassen wird und dafür eine Frau an seinen Platz gestellt wird. Der Unternehmer macht mit diesem Wechsel ein gutes Geschäft, weil er für die gleich hohe Leistung nur halb soviel zu zahlen hat. Der entlassene Arbeiter kommt auf die Rutschbahn, die in den Sumpf des Elends hinabführt. Nebenbei schimpft er auf die Frauenarbeit, die ihn beiseite drängt. Mit dem Schimpfen aber wird nichts gebessert. Und die Männer sind selbst mit schuld, daß es so ist.

Denn wieviel Männer gibt es, die sich die Mühe nehmen und Frauen über wirtschaftliche Dinge aufklären, oder dafür sorgen, daß die Frauen ihrer Gewerkschaft beitreten? Wie wenig Gewerkschaftskollegen gibt es, die ihre Frauen und Töchter mit in die Versammlungen nehmen!

Man hört oft die Entschuldigung: Ja, meine Frau interessiert sich nicht dafür. Noch öfter hört man allerdings: Die Frauen brauchen ihre Nasen nicht überall dazwischen zu haben!

Jede Frau, die im Betriebe steht, muß organisiert werden. Ihr muß klar gemacht werden, daß sie um den größten Teil ihres Arbeitsertrages betrogen wird. Jeder Arbeiter muß jede arbeitende Frau als seine Klassengenossin betrachten, die mit ihm für eine bessere Zukunft kämpft. Jeder Arbeiter muß die Bevormundung und das Vorurteil gegen die Frau beiseitelassen. Der Sozialismus kennt nur gleichberechtigte Menschen.

Heinz Schomburg.

Schriftenschau

Sozialistische Kampfschriften, herausgegeben vom Dietz-Verlag, Berlin SW 68, sind wirksame Waffen im täglichen Kampf um den politischen, sozialen und kulturellen Fortschritt. Besonders für die Jetztzeit sind wichtige die Schriften: Du und ich — wir bauen auf! Von Eugen Prager. — Sozialismus — ja oder nein! Von Paul Löbe. — Die wirtschaftspolitische Seite beleuchtet das Schriften: Von Stinnes bis Kreuger. Preis jedes Bändchens nur 10 Pf. Zu haben in jeder Volksbuchhandlung.

Rassenkunde und Rassenwahn. Wissenschaft gegen demagogischen Dilettantismus. Von Prof. Dr. Hedler. Preis 75 Pf. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Berlin SW 68. — Der Verfasser ist durch seine wissenschaftlichen Qualifikationen berufen, die Rassenkunde und den Rassenbegriff einmal mit voller Sachkenntnis zu untersuchen und leichtfaßlich darzustellen. Diese Arbeit vernichtet den politisch interessierten Dilettantismus, wie er so abstoßend von den mordpatriotischen Adelspolitikern und den hitlerschen Edelnulpen betrieben wird.

Die Metallindustrie in Polen

Die berühmte Ankurbelung der Wirtschaft mit gleichzeitigem Rückgang der Arbeitslosen macht in Polen dieselben „Fortschritte“ wie in Deutschland. Auch dort redet die Regierungspresse von den „Erfolgen“, die in besagter Hinsicht die weise Regierungspolitik zu verzeichnen habe. Die Wirklichkeit bietet leider ein anderes Bild: statt Besserung ist eine fortschreitende Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage festzustellen. Mitschuldig an dieser Tatsache ist vor allem die Regierung selbst, weil sie die kapitalistischen Ausbeuter nach Belieben schalten und walten läßt und sie teilweise noch unterstützt.

Die Kartelle, die zu 70 vH von ausländischen Kapitalisten beeinflusst werden, beherrschen Polens gesamte Wirtschaft unumschränkt. Die industriellen Erzeugnisse stehen sehr hoch im Preise in Polen, dem Lande der Armut. Diese Tatsache wirkt um so aufreizender, als die Arbeiterlöhne wiederum in Polen die niedrigsten sind. Das alles ist nur möglich, weil die Regierung gegen die Raubwirtschaft der Kartelle nichts unternimmt, wohl weil in den Kartellen auch Leute aus Regierungskreisen sitzen und ihre „diplomatischen“ Beziehungen erschöpfend ausnutzen. Diese Beziehungen wirken sich dann aus in umfangreichen Steuerstundungen, Frachtnachlässen, Ausfuhrprämien und vielen anderen Liebesgaben. Wie kraß das ganze Volk ausgebeutet wird, erhellt schon daraus, daß gegenüber 1928 (= 100) die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse jetzt auf 49,9 stehen, die Preise für industrielle Erzeugnisse dagegen auf 103,2. Da ist es kein Wunder, wenn der Landmann keine Stiefel, keinen Rock, nicht einmal Salz oder Petroleum kaufen kann. Umgekehrt ist der Arbeiter infolge des Unterhungerlohns gezwungen, den Bedarf an Lebensmitteln auf den Fingerhut einzuschränken.

Die Metall- und Hüttenindustrie, die vorwiegend in dem abgetretenen Teil Oberschlesiens beheimatet ist, wurde von der allgemeinen wirtschaftlichen Katastrophe mit besonderer Schärfe gepackt. Die Zahl der Metallarbeiter betrug im Juli 1932 nur noch 46 592 gegen 58 071 im Juli 1931. Davon arbeitet mindestens die Hälfte verkürzt. Der durchschnittliche Stundenlohn beträgt nur etwa 40 Pf. Wie angesichts dieses Jammerlohnes beispielsweise der Kurzarbeiter auskommen kann, bleibt jedem denkenden Menschen ein Rätsel.

Der Eingang an metallindustriellen Aufträgen schrumpft immer mehr zusammen. Im Lokomotivbau ist mit nennenswerten Aufträgen überhaupt nicht zu rechnen, weil die Eisenbahn jetzt auch mit Zubußen arbeitet. Da werden selbst die notwendigsten Ergänzungen und Reparaturen zurückgestellt. Der Waggonbau hat mit noch schlechteren Aussichten zu rechnen. Die Motorfabriken haben im Privatverkauf fast gar keine Abnehmer, während die kommunalen und staatlichen Betriebe sich nur auf unumgängliche Bestellungen beschränken. Landwirtschaftliche Maschinen und Werkzeuge finden wenig Absatz, weil die Bauernschaft kein Geld hat. Der Absatz von 1932 betrug nur 8 vH des Absatzes von 1929. Nur den fünften Teil des normalen Absatzes erzielten die elektrischen Maschinen, der Metallguß in Warschau nur 12 vH, die Fabrikation von Schrauben und Niete 25 vH, von eisernen Röhren 30 vH.

Die Hüttenindustrie beschäftigte Ende 1931 nur noch 34 864 Arbeiter gegen 52 502 Anfang 1929, als die Hüttenindustrie die höchste Arbeiterzahl auswies. Der Rückgang beträgt also innerhalb dreier Jahre 17 638 Mann oder 33 vH. In derselben Zeit verringerte sich die Lohnsumme um 52 Mill. Zloty oder um 35 vH. Die monatlichen Löhne betragen für Hochofenarbeiter 90, für Stahlwerksarbeiter 117, für Walzwerksarbeiter 104 Zloty. In diesen „hohen Löhnen“ sind alle Sozialzulagen sowie der Wert der Deputatkohle enthalten. Nach Abzug der Steuern, Strafen und Versicherungsbeiträge hat der schwer schuftende Hüttenarbeiter nicht mehr verdient, als der deutsche Erwerbslose an Unterstützung bezieht.

Die Zinkhütten beschäftigten 1931 noch 10 173 Arbeiter in 30 bis 33 Schichten monatlich. Gegenwärtig sind es kaum 7000 mit 17 bis 20 Schichten. Der bestbezahlte Arbeiter verdient höchstens 136 Zloty im Monat, wovon noch die erheblichen Abzüge abzusetzen sind. Dabei ist die Arbeit in den Zinkhütten die ungesundeste der gesamten Hüttenindustrie, denn schon nach einigen Jahren Arbeit ist der Zinkhüttenarbeiter vollständig verbraucht, kraftlos und kränklich wie ein Greis. Der Hundelohn des Arbeiters wird mehr und mehr verknappt, dem Generaldirektor dagegen wird zu seinem märchenhaften Gehalt noch Geld nachgeschmissen, denn der Franzose Callon, der Generaldirektor der Schlesischen Zinkhütten AG, darf wieder eine jährliche Zulage von 6000 Dollar einstecken. Dafür hat er kürzlich die Hütten Lazarus, Hugo und Rosamunde stillgelegt.

Die polnische Hüttenindustrie ist meist auf Ausfuhr angewiesen, weil der Inlandsmarkt infolge der wenig entwickelten Gesamtwirtschaft nur in ganz geringem Maße für Hüttenenergie aufnahmefähig ist. Der Hauptabnehmer ist Rußland, der 1931 nicht weniger als 93 vH der polnischen Eisen- und Stahlausfuhr beanspruchte. Die Produktion von Eisen und Stahl geht mit jedem Jahr zurück. Ein Betrieb nach dem andern wird stillgelegt. Gegenüber der Vorkriegszeit betrug 1931 die Leistung der Hochofen nur noch 33,6, der Stahlwerke 62,4 und der Walzwerke 62,7 vH. Im Verhältnis zu 1930 sank 1931 die Produktion der Hochofen weiter um 27, der Stahlwerke um 16 und der Walzwerke um 17 vH. Der Eisenverbrauch pro Kopf der Bevölkerung ging von 35,9 kg in 1928 auf 12,7 kg in 1931 zurück. Die gewaltige Schrumpfung der Produktion, die im Roheisen von 32 000 auf 12 000, im Stahl von 92 000 auf 30 000 und im Zink von 15 000 auf 8000 Tonnen je Monat des Jahres 1931 gegen 1930 zurückging, wird damit erklärt, daß die Hüttenbesitzer Ausländer sind, die einen ansehnlichen Teil der Bestellungen in ihren heimatischen Werken erledigen lassen und so mit Absicht die Produktionsfähigkeit der polnischen Industrie vermindern.

Wenn dem so ist, dann ist es erst recht nicht zu verstehen, warum die Regierung die Raubwirtschaft der Kartelle, die mit den Preisen nicht heruntergehen wollen,

nicht das längst verdiente Ende bereitet, zumal die Staatskasse bei allen Lieferungen an staatliche Betriebe in der unverschämtesten Weise übers Ohr gehauen wird. Während der Weltmarktpreis für Stabeisen etwa 100 Zloty je Tonne beträgt, werden in Deutschland etwa 200 und in Polen sogar 315 Zloty abverlangt. Ein Wucher, der nicht überboten werden kann. Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Dabei schreien die Unternehmer nach weiterem Lohnabbau, Arbeitszeitverlängerung, Beseitigung aller Soziallasten und des bezahlten Urlaubs. Die Regierung kommt ihnen schrittweise entgegen und drosselt die Arbeiterbewegung bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Das Volk seufzt und stöhnt, friert und hungert, während die besitzende Klasse inmitten des Elends prunkt und praßt. Die faschistische Pilsudski-Wirtschaft stinkt wahrlich zum Himmel. Victor Kalinowski.

Die englische Rüstungsindustrie

J. B. Der englische Vickers-Konzern ist dank der imperialistischen Politik Englands und seiner Kämpfe um die Kolonialmacht zum größten Rüstungsproduzenten der Welt geworden. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 bot neben dem steigenden Rüstungsbedarf der englischen „Armee“ große Absatzmöglichkeiten. Als bald wandte sich Vickers dem Kriegsschiffbau zu, an dem sich riesige Profite erzielen ließen. Schließlich wurde auch die Erzeugung von Schnellfeuerwaffen auf eine breitere Grundlage gestellt und die Maxim-Nordenfeldt Guns and Ammunition Co. erworben. Mit dieser Fusion war der Aufbau des Rüstungskonzerns in groben Umrissen vollendet. Der Burenkrieg und der russisch-japanische Krieg ermöglichten der Firma ein Riesengeschäft, wobei sie bei ihren Lieferungen durchaus „unparteilich“ vorging, einerseits den Russen zwei große Schlachtkreuzer und anderes Material lieferte, ebenso auch den Japanern, so daß die Soldaten der beiden Armeen von Waffen derselben Herkunft getötet wurden.

Seit dem russisch-japanischen Krieg hat das Wettrennen der Großmächte nicht mehr aufgehört, was sich in den unerhört steigenden Gewinnen des englischen Rüstungskonzerns äußert. Von 1909 bis 1913 stieg der Reingewinn von 474 000 auf 929 000 Pfund und wurde also verdoppelt, die Dividende stieg damals auf 12½ vH. Der Weltkrieg brachte Hochkonjunktur. Bilanzen wurden während des Krieges nicht veröffentlicht, aber man kann sich vorstellen, was da „verdient“ wurde, wenn man erfährt, daß allein im Jahre 1915 die Vickerswerke gegen 1½ Millionen Pfund investierten.

Nach dem Weltkrieg sanken die Profite etwas und es schien, als sei die Welt der ewigen Rüstungen müde geworden. Immerhin betrug aber auch noch der niedrigste ausgewiesene Reingewinn im Jahre 1924 über 403 000 Pfund, 1907 aber bereits fast 993 000 Pfund, wobei durch vier Jahre 8 vH Dividende bezahlt werden konnten. Erst 1931 ist wieder eine Verminderung des Reingewinns auf 574 000 Pfund eingetreten, womit man freilich nicht die Hoffnung verbinden darf, als ob etwa die Rüstungen zurückgegangen seien.

Die Entwicklung des Flugzeugs und seine steigende Bedeutung für den Militarismus veranlaßten Vickers, sich ab 1919 auch stark an der Flugzeugindustrie zu beteiligen; gegenwärtig sind es drei Flugzeugfabriken, die er besitzt. Ebenso drang er in die Elektroindustrie ein, wobei Beziehungen zur Westinghouse-Gruppe und zur schweizerischen Brown-Boveri bestanden, die aber später wieder gelöst wurden. Sehr erheblich sind die Interessen zur Maschinenindustrie, und die Gruppe beherrscht in entscheidender Weise 12 englische Maschinenfabriken.

Im Jahre 1927 kam es zur Fusion mit dem lange Zeit übertrageneren, aber anscheinend überinvestierten Armstrong-Konzern, wobei Vickers zwei Drittel und Armstrong ein Drittel des Besitzes halten. Es war nach dem „Times“ die größte industrielle Fusion Englands.

An Auslandsinteressen besteht vor allem eine enge Verbindung zur rumänischen Montanindustrie, die im Besitz der Staatseisenbahngesellschaft (STEG) gewesen war, nach dem Umsturz zu einem erheblichen Teil an die Vickers überging. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Eisenwerke in Reschitza, wo Vickers ebenso wie bei der STEG mit der Gruppe Ausschüttung der Mehrheit hat. Von der STEG führen Verbindungen zu den österreichischen Warchalowski-Werken, zur Ersten Südslawischen Waggon- und Maschinenfabrik und zur Ersten Polnischen Lokomotivfabrik, von den Eisenwerken Reschitza wieder zur rumänischen Waggonfabrik „Astra“ sowie zur rumänischen Explosivstoffabrik. In Jugoslawien ist Vickers an der Serbischen Berg- und Hüttenindustrie „Sardid“ beteiligt.

Die englische Rüstungsindustrie unterhält aber auch sehr enge Beziehungen zu Japan, wo schon vor dem Kriege mit dem Mitsui-Konzern bedeutende Geschäfte gemacht wurden. Die enge Verbundenheit zwischen der englischen und japanischen Rüstungsindustrie läßt auch manche Schlüsse für die außenpolitische Entwicklung zu. Wenn man noch anführt, daß ein großer Teil des Direktionsrates von Vickers aus früheren Militärs besteht, so kann man sich vorstellen, daß schon die Existenz dieses riesenhaften Rüstungskonzerns den Weltfrieden außerordentlich bedroht.

Hat sich der französische Militarismus die Herrschaft über die Waffenproduktion in Mitteleuropa gesichert, so greift der englische Imperialismus bis nach Japan, um in Verbindung mit der stärksten Militärmacht Asiens die Entwicklung entscheidend beeinflussen zu können. Der ungeheure politische Einfluß, den die Rüstungskonzerne besitzen, zwingt zu größter Aufmerksamkeit, damit nicht infolge des Rüstungswahns wieder einmal die Kanonen „von selbst“ losgehen, wenn es den Herren Schneider und Vickers aus Gründen des Profites so gefallen sollte.

Verkommene Jugend in Amerika

Aus Newjork wird uns geschrieben: In den letzten Monaten ist schon viel vom Elend der amerikanischen Jugend geschrieben worden. Die letzten Berichte des Newjorker Hilfskomitees für Erwerbslose werfen jedoch neue Schlaglichter auf einen Zustand, der nicht einmal mehr von den reaktionärsten Kreisen hierzulande verschwiegen werden kann. Danach sind ungefähr 10 vH der Newjorker Obdachlosen männliche Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahren, verwahrloste junge Burschen, die bettend, ohne Ziel und planlos durch die Straßen der reichsten Stadt der Welt irren, hier und da eine Mürze, eine Mahlzeit, ein Kleidungsstück ergattern, schroff weitergeschickt und sich selbst überlassen werden. Arbeit zu finden, ist in den meisten Fällen eine Unmöglichkeit, eine durchorganisierte und durchgreifende Erwerbslosenfürsorge gibt's bekanntlich nicht, die privaten Wohlfahrtsvereinigungen unterstützen aus ihren beschränkten

Mitteln in erster Linie Familien und Frauen. Von einem Jungen wird eben, im Einklange mit der längst durchlöchernten Theorie des amerikanischen Individualismus, irgendwie erwartet, daß er — gerade weil er ein angehender Mann ist! — eher imstande sein wird, sich auf irgendeine Art selbst zu erhalten.

Er versucht es. Hat hin und wieder Gelegenheit, einige Cents zu verdienen, verliert seinen Posten. Versucht es an anderen Plätzen, wandert unter unendlichen Mühen und mit Zuhilfenahme aller erdenklichen Tricks von einer Stadt zur anderen unterernährt, ungenügend gekleidet, abgestumpft. Andere Jungen gesellen sich zu ihm. Er trifft sie auf der Landstraße, in den Waggons der rollenden Güterzüge den aller Beschreibung spottenden Schlafschlupfwinkeln der Großstädte, in billigen Eßplätzen. Sie unterhalten sich über ihr Leben, über Gelegenheiten, Geld zu bekommen, tauschen ihre Erfahrungen aus, erteilen sich gegenseitig Ratschläge und schlagen sich so mehr schlecht als recht durch die riesige Union hindurch.

Viel Aussicht, zu Geld zu kommen und sich rechtmäßig zu erhalten, ist nicht vorhanden. So probiert man es denn mal mit anderen Mitteln. In den Obdachlosenasylen gibt es Männer genug, die Neulinge anlernen und ihnen Möglichkeiten für schmutzige und dunkle Geschäfte erschließen.

So wird die nach Hunderttausenden zählende Armee der verrohten und verkommenen Jugendlichen Amerikas täglich bereichert und beginnt sich unter den Augen der Öffentlichkeit zu einer ersten Gefahr für die Nation auszuwachsen. Was sich in allen Teilen des riesigen Landes abspielt, sind nicht vereinzelte, bedauernswerte Vorkommnisse, sondern tägliches, hundertfach wiederholtes Geschehen, letzter Ausweg verzweifelter Jugendlicher, deren Leben eine unerhörte Tragödie ist. Alle diese Burschen stehen durchweg im Entwicklungsalter. Man beginnt sich mit Recht zu fragen, wie es möglich sein wird, die diesen Jugendlichen mit der Zeit anezogene oder erweckte Hinneigung zum Verbrechen jemals auszurotten und sie zu wertvollen Menschen zu machen.

Die Drohung, die das täglich anschwellende Heer jugendlicher Landstreicher für die amerikanische Gesellschaft darstellt, ist nicht zu überschätzen. Zu dem unter kapitalistischer Anarchie üblichen Bestand an jugendlichen Missetätern aus Zwangserziehungsanstalten, Waisenhäusern und zerrütteten Familien gesellt die kapitalistische Wirtschaftskrise eine übergroße Anzahl jugendlicher aus guten Familien und mit guter Erziehung. Unter dem vernichtenden Krisensturm der letzten drei Jahre ist alles, was kleinbürgerlicher Ordnungssinn sich in guten Jahren geschaffen zu haben glaubte, zusammengebrochen; Familien, ihrer Ersparnisse und der Erwerbsmöglichkeiten beraubt, sind kläglich auseinandergefallen; ihre Kinder treiben wie Spreu vor dem Winde.

Es sind fast eine Viertelmillion dieser halben Kinder, die, einer sehr vorsichtigen Schätzung folgend, auf sich allein angewiesen, das Reich der Rockefeller, Morgans und Vanderbilts durchziehen. Mindestens 5000 von ihnen befinden sich in Newjork, derselben Stadt, deren private Wohlfahrtspflege sich hilflos dem Problem von mindestens 800 000 Arbeitslosen gegenüberübersieht. Bestrebungen, die Stadt und den Staat zu Hilfeleistungen für die Jugendlichen zu mobilisieren, sind, wie es im amtlichen Jargon so schön heißt, im Gange. Aber alle Hilfpfaster müssen ergebnislos bleiben, wenn es nicht gelingt, eine durchgreifende staatliche Arbeitslosenfürsorge schon in nächster Zeit ins Leben zu rufen, die den sozialen Bedürfnissen der amerikanischen Massen wenigstens teilweise gerecht wird.

Gesundbeterel in England

Genau so wie bei uns in Deutschland

In diesen Spalten wurde mehrfach an Beispielen gezeigt, daß die Verteidiger der kapitalistischen Ordnung eifrig dabei sind, diese gesund zu sprechen. Zu diesem löblichen Zweck werden Produktionszahlen gestaut, Arbeitslosigkeitsberichte frisirt und Schönfärberei getrieben. Die Tricks dienen dazu, den arg geschwundenen Glauben an die kapitalistische Herrlichkeit aufzupeitschern. Selbst wenn diese Berichte auch einmal richtig sind, so wird damit nicht das geringste gegen den Bankrott des Kapitalismus bewiesen. Er versumpft unaufhaltsam. Je handgreiflicher das wird, desto fleißiger wird die Gesundbeterel betrieben. Auffallend ist die internationale Gleichartigkeit der Gesundbetersprüche, wie die folgenden zeigen, die von englischen Wissenschaftlern, genialen Wirtschaftsführern und ihren Zeitungen stammen:

- Minister J. H. Thomas (Februar 1930): Ich glaube, der Boden der Krise ist erreicht.
- Daily Express (Juli 1930): Nach den unabänderlichen Wirtschaftsgesetzen kann sie (die Krise) nicht so weitergehen.
- Sir Arthur Dorman (August 1930): Wir haben das Schlimmste (von der Krise) gesehen.
- Vereinigung der britischen Industrien (November 1930): Wir haben den Boden der Dürre erreicht.
- Sir Herbert Austin (Dezember 1930): Ich habe die Zuversicht, daß das Jahr 1931 eine Besserung sehen wird.
- Sir William Morris (Januar 1931): Wir werden eine Geschäftsbelebung binnen sechs Monaten haben.
- Vereinigung der britischen Industrien (Mai 1931): Das ärgste der Schrumpfung ist vorbei.
- Morning Post (September 1931): Noch mehr Zeichen eines geschäftlichen Aufstiegs!
- Sir Harry McGowan (Februar 1932): Der Morgen kommt.
- Daily Mail (März 1932): Die schwarze Wolke ist vorüber.
- Sir Henry Betterton (März 1932): Wir sind um die Ecke.
- Mr. L. S. Amery (Juni 1932): Wir fangen an, aus dem Dickicht herauszukommen.
- Sir William Morris (August 1932): Ich sehe die Prosperität knapp vor mir.
- Sir Robert Horne (September 1932): Mit unseren Nasen sind wir schon um die Ecke.

Um die Weisheitssprüche der englischen „Autoritäten“ richtig bewerten zu können, muß man wissen, daß just in den Jahren, wo man „noch mehr Zeichen eines geschäftlichen Aufstiegs“ zu sehen vorgab, die Arbeitslosigkeit von 11 auf 22,2 vH gestiegen ist, im letzten November abermals um 52 000, und daß der wirtschaftliche Zustand Englands nach Lloyd George (Unterhausrede vom 22. Dezember) zur Zeit folgendermaßen aussieht:

„Die (nationale) Regierung machte sich anheischig, uns (aus dem Schlamassel) herauszuziehen. Ja, aber in was hinein? In mehr als 3 Millionen Arbeitslose, die mit einem Aufwand von 130 Millionen Pfund im Jahr erhalten werden müssen! Mehr Landarbeiter verlassen die Scholle. Mehr Schiffe rosten wegen Mangel an Fracht. Unsere Elendsviertel werden schäbiger und überfüllter. Der Frachtverkehr der Bahnen geht ständig tiefer. Das Geschäftsleben ist schwer gehemmt durch die Unstabilität der Währung. Hohe Zollmauern allerwärts, infolgedessen ein allmeiner Niedergang des internationalen Handels. Der Londoner Hafen ist in einem schlechteren Zustand als je.“

Der allseitige Niedergang ist natürlich auch den „Autoritäten“ wohlbekannt. Sie klopfen aber trotzdem, um desweges unverdrossen ihre Gesundbetersprüche, um die Masse über den sich verschlimmernden Stand der Dinge hinweg- und die Richtigkeit der Regierungspolitik vorzutäuschen und um, vor allem, zu verhüten, daß etwas getan wird, was den kapitalistischen Bestand antasten könnte. Genau so wie bei uns in Deutschland.

